

Alfred Salomon

Sehen wir den Tatsachen ins Auge

Ein Zeitzeuge
des Kirchenkampfes
berichtet



Alfred Salomon
Sehen wir den Tatsachen ins Auge

ctb calwer taschenbibliothek 22

Alfred Salomon

Sehen wir den Tatsachen ins Auge

Ein Zeitzeuge des Kirchenkampfes berichtet

Calwer Verlag Stuttgart

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Salomon, Alfred:

Sehen wir den Tatsachen ins Auge: ein Zeitzeuge des Kirchenkampfes berichtet / Alfred Salomon. – Stuttgart : Calwer Verl., 1991

(Calwer Taschenbibliothek ; 22)

ISBN 3-7668-3111-9

NE: GT

ISBN 3-7668-3111-9

© 1991 by Calwer Verlag Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten. Wiedergabe, auch auszugsweise,
nur mit Genehmigung des Verlags

Umschlaggestaltung: Wolfgang Kern, Ludwigsburg

Satz: Fotosatz Weyhing GmbH, Stuttgart

Druck: E. Leyh, Stuttgart

Verarbeitung: Verlagsbuchbinderei W. Weber, Plüderhausen

Geleitwort

Alfred Salomon war einer der illegalen Theologiestudenten, Vikare und Hilfsprediger der Bekennenden Kirche in den Jahren nach 1933. Alle, die sich im Dritten Reich für einen Dienst in der Kirche entschieden und sich folgerichtig der Bekennenden Kirche anschlossen, hatten ähnliche Einzelentscheidungen zu treffen. Sie alle mußten auch solche Grenzsituationen der Bewährung in den langen Jahren der akuten Verfolgung christlichen Glaubens durchstehen. Insofern ist Salomons Bericht über das Ergehen dieser jungen Leute typisch. Darin besteht der große gesamthistorische Wert dieses fesselnd geschriebenen, autobiographischen Buches.

Darüber hinaus weisen Werdegang und Lebensweg dieses Theologen Besonderheiten auf, die überraschend tiefe Einblicke in die Hinter- und Abgründe der Diktatur gewähren und es möglich machen, selbst unter ihren Trägern zu differenzieren! Als Sportbegeisterter war Alfred Salomon hauptamtlich in der Jugendarbeit tätig: im Ostdeutschen Jungmännerwerk wie in der übergreifenden »Jungen Gemeinde« Berlins. Auf Anregung seines ihm sehr verbundenen Gemeindepfarrers und des Vorsitzenden der Zweiten Vorläufigen Kirchenleitung der Bekennenden Kirche trat er im Spätsommer 1933 in die SS ein. In ihr erlebte er auch die »Röhm-Revolt«, bei der Hitler und Göbbels die obersten SA-Führer und zahlreiche innere Gegner der Diktatur ermorden ließen. Im August 1934 wurde Salomon aus der SS ausgestoßen. Seine Erlebnisse dort, seine Beobachtungen und das Reflektieren der Möglichkeiten und Unterlassungen im unerwarteten Augenblick zeigen schon zu diesem frühen Zeitpunkt den Zusammenstoß zwischen der Ideologie des Herrenwahns und der christlichen Bindung an Gott, der ein Anwalt der Unterdrückten ist. Hier bahnt sich bereits der Konflikt an, der am 20. Juli 1944 seinen offenen Ausbruch fand.

Persönliche Freude hatte ich bei der Lektüre des Buches an der gläubigen Gewißheit des Verfassers, von Gott geführt zu sein, und an manchem seiner Urteile über den Charakter des Widerstandes der Bekennenden Kirche.

Ich wünsche dem Buch viele Leser vor allem in der jungen Generation und unter denen, die wissen wollen, »wie es wirklich war«.

Berlin, am 20. März 1990

D. Kurt Scharf

Ein Brief des Konsistoriums der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg? Was mögen die von mir wollen? Seit 1945 bin ich im Westen, habe kaum noch Verbindung nach drüben. Neugierig öffne ich den Briefumschlag. Ein Fragebogen! Betrifft: »Vikare der Bekennenden Kirche«. Im dazugehörigen Begleitschreiben wird D. Schönherr, der vormalige Vorsitzende der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen der DDR, zitiert:

»Zur Ergänzung der schriftlichen Zeugnisse aus der Kirchenkampfzeit selbst empfiehlt es sich, solche Personen zur Abfassung von Erlebnisberichten anzuregen, die an den Auseinandersetzungen aktiv beteiligt waren oder in der Lage sind, aus eigenem Erleben zur Aufhellung der damaligen Ereignisse beizutragen...«

Das hat Schönherr bereits 1974 geschrieben, an die Kirchen in der DDR. Und jetzt – 1988 – zieht das Konsistorium Berlin-West mit demselben Anliegen nach.

Wird langsam Zeit, meine ich. Noch ein paar Jahre, und von »solchen Personen, die usw.« ist keine mehr am Leben. Erfreulich also, daß man sich jetzt bemüht, Material über die damalige Situation der BK-Kandidaten zu sammeln. Mir hat es in Schönherr's Worten, auf die sich das Konsistorium Berlin-West bezieht, der Passus »solche Personen, die...« angetan. Zu denen gehöre ich, die »an den Auseinandersetzungen aktiv beteiligt« waren. Um es gleich zu sagen, nicht aktiv, meist passiv, auf gut deutsch: »leidend«.

Und nun soll mich der Fragebogen zu einem Erlebnisbericht anregen. Die Herausforderung nehme ich an, wenngleich ich ahne, was da auf mich zukommt. Leicht wird es nicht fallen, mir jene Jahre noch einmal heraufzubeschwören. Heikel wird es werden, sobald ich Brüder, die damals im Rampenlicht standen,

so schildere, wie ich sie erlebt habe. Am Ende gar könnte bei meinem Erlebnisbericht so etwas wie eine »Entmythologisierung« herauskommen? Gefährlich für mich und für die Betroffenen. Aber vielleicht der Wahrheit dienlich? Erlebe ich es doch in letzter Zeit immer öfter, wie sich um Männer, die damals in den Strudel der Ereignisse gezogen wurden, nachträglich Legendenden zu ranken beginnen. Sollten einige dieser Ranken jetzt welken?

Über eins muß ich mir von vornherein klar sein: Seit 1934 sind 55 Jahre vergangen. 55 Jahre sind innerhalb eines Menschenlebens eine lange Zeit. Unser Gedächtnis ist kein Computer, der Daten unfälschbar speichert. Unser Gedächtnis unterliegt Korrekturen, Veränderungen, Vereinfachungen, Fehlern. Es wird von unserem Unbewußten beeinflußt, sucht sich gegen eigene Fehler zu schützen, sie nachträglich zu beschönigen oder gar zu unterdrücken.

Grund genug dafür, daß der Historiker in erster Linie Protokollen und Urkunden vertraut. Späteren Berichten Beteiligten kommt er mit einem gesunden Mißtrauen entgegen. Das Geschriebene, das Gedruckte gilt; das aus der Erinnerung Herausgeholt kann bestenfalls ergänzen oder, was schwarz auf weiß dokumentiert ist, mit Leben erfüllen. Schließlich sind aber auch Protokolle von Menschen niedergeschrieben worden. Das heißt, schon bei der Niederschrift war Subjektivität am Werke. Der Protokollant schrieb die Begebenheiten und die Aussagen so nieder, wie er sie empfand. Was ihm ohne Belang schien, fiel schlicht unter den Tisch.

Da kann der spätere Erlebnisbericht ergänzen. Er kann Lücken schließen, zumindest sie verständlich machen. Er kann dazu führen, Akzente anders zu setzen. Auch dies wird sich natürlich in subjektiver Weise niederschlagen. Wer einen solchen Erlebnisbericht nach 55 Jahren niederschreibt, muß sich dieser seiner Grenzen bewußt sein.

Als Schriftsteller stehe ich aber noch vor einem weiteren Problem. Es ist mir zur zweiten Natur geworden, so zu schreiben, daß der Leser in Spannung gehalten wird. Ein Stilmittel, das dazu verhilft, ist die direkte Rede. Der Dialog aktualisiert. Der Leser

erlebt sozusagen als Zuschauer mit, was sich da wie auf einer Bühne abspielt.

Zwangsläufige Folge: Die direkte Rede erweckt zu leicht den Eindruck, das, was da gesagt wird, sei so und nicht anders damals auch wirklich gesagt worden. Es sei – um einen Fachausdruck zu verwenden – »O-Ton«, Originalton. Das aber wird nur in Ausnahmefällen wirklich so sein. Gewiß, es gibt Sätze, die bleiben dir dein Leben lang im Gedächtnis haften. Wenn dir ein SS-Sturmführer ins Ohr raunt: »Kopf hoch, Christus lebt!«, dann ist dir dieser Satz bis ans Ende deiner Tage eingebrannt. Solche Sätze wie auch den verzweifelten Aufschrei meiner Cousine über das rauchende Krematorium des KZ Stutthof kann ich auch heute noch mit gutem Gewissen als authentisch niederschreiben.

Daß ich aber auch sonst gelegentlich kurze Episoden in direkter Rede wiedergebe? Nun, da weiß ich mich in guter Gesellschaft. In jüngster Zeit ist die »Oral History« als Stilmittel der historischen Information hoffähig geworden. Angefangen hat das, wenn ich richtig sehe, bei der filmischen Dokumentation historischer Begebenheiten. Allmählich fand dann die Oral History auch in der literarischen Geschichtsschreibung Eingang. Bekannte Historiker benutzen sie als Stilmittel, um Informationen über geschichtliche Begebenheiten auf eingängige Art zu vermitteln.

Der aufmerksame Leser wird bestimmt in der Lage sein, jeweils zu unterscheiden, ob ein in direkter Rede gesprochener Satz lediglich Stilmittel ist oder ob er historische Authentizität beanspruchen darf. Meist wird das schon aus dem Kontext heraus erkennbar sein.

Auf ein weiteres Problem machte mich mein Freund Armin Boyens aufmerksam. Ich hatte seinen Rat gesucht, da er als Fachmann für die Epoche des Kirchenkampfes gilt. Seine Bände »Kirchenkampf und Ökumene 1933–39« zählen zu den Standardwerken über diese Zeit.

Boyens wies mich auf einen Sachverhalt hin, an den ich bis dahin nicht gedacht hatte. »Du kannst nicht beim Jahre 1933 anfangen. Es gibt kein Jahr Null, weder in der Geschichte eines

Volkes noch im Leben eines Menschen. Alles, was geschieht, ist aus einem Früheren gewachsen.«

Er wies mich darauf hin, daß die Art, in der ich »meinen« Kirchenkampf erlebt und geführt habe, irgendwie mit meinem früheren Lebensweg zusammenhinge; daß meine Kindheit, die Tradition meiner Familie mich geprägt und mir Werte geliefert habe, die für mich zum Maßstab auch bei der Beurteilung des »Führers« und seines Dritten Reiches gedient hätten. Darum müsse auch der Leser meines Erlebnisberichtes wissen, wo der Berichterstatter herkomme. Dann werde einsehbar, warum er diese oder jene Begebenheit so und nicht anders subjektiv erfahren habe.

Eigentlich hatte ich 1933 einsetzen und freiweg meine Erinnerungen niederschreiben wollen. Boyens hatte mir jedoch klargemacht, daß dies der Wahrheitsfindung kaum dienlich sei. Also bleibt es mir – und dem Leser! – nicht erspart, meinen »Anmarsch« auf das Schlachtfeld Kirchenkampf kurz zu schildern.

Ich werde also zunächst berichten, wie ich dazu kam, Pastor zu werden. Ich werde zeigen, aus welchem »Nest« ich kam, in welcher Weise ich so oder so vorbelastet bin und was mich zu Vorurteilen und impulsiven Entscheidungen trieb.

Alsdann will ich die Begebenheiten der Jahre, die der »Macht-ergreifung« folgten, niederschreiben; so, wie ich sie aus der Froschperspektive des kleinen Studenten, Kandidaten, Vikars und Hilfspredigers erlebt habe. Sehr persönlich, sehr subjektiv, mitunter wenig »pastörllich«. Dabei kann herauskommen, daß auch wir theologisch nur mit Wasser und wenig Geist gekocht haben. Auch wir waren Menschen mit all ihren Fehlern, ohne Heiligenschein, schon gar nicht mit güldener Märtyrerkrone. Vieles, was nach außen wie Glaubensmut aussah, war Angst. Und was uns trieb, war nicht immer Gottes Heiliger Geist. Heilig ist nur ER. Das ist das, was ich in jener Zeit gelernt habe. Es scheint wenig, doch es ist alles.

Doch jetzt zu dem Fragebogen. Er ist nicht der erste, den ich auszufüllen habe. Mit dem ersten bekam ich es 1933 zu tun, als ich mich – mit Billigung meines Bruderrates – um Aufnahme in die SS bewarb. In jenem Fragebogen ging es um die »arische

Großmutter«. Die arischen Großeltern wurden damals landauf, landab von jedermann gesucht. Für einen, der in die SS wollte und zu allem Ärger auch noch *Salomon* hieß, reichten die Großeltern nicht. Bis über das Jahr 1800 zurück mußte er den arischen Nachweis führen. Mit allem, was dazugehört: Taufscheinen, Trauscheinen, Sterbeurkunden. Ein mühsames Unternehmen, doch es gelang. Bei einigen Zweigen meines hocharischen Stammbaumes kam ich sogar recht weit in die Vergangenheit: mütterlicherseits, der Linie Zechlin, bis ins 17. Jahrhundert, väterlicherseits immerhin bis in die neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts.

Ich war verblüfft, als ich feststellte, daß die Träger des so jüdisch klingenden Namens Salomon vorwiegend Berufssoldaten gewesen waren. Ururgroßvater Carl Salomon schied 1816, nach Beendigung der Freiheitskriege, als Leutnant aus dem Dienst und wurde danach landwirtschaftlicher Beamter in Schlesien. Urgroßvater Julius diente 12 Jahre im Heer, war danach königlich-preußischer Gendarm. Großvater Robert diente 18 Jahre bei der Artillerie, schied als Oberfeuerwerker aus und brachte es als Beamter bis zum Rechnungsrat im Reichsrechnungsamt Berlin. Mein Vater hatte sich als Junge bei einem Unfall einen Bruch zugezogen und war daher nicht militärtauglich. Er wurde Postbeamter, starb bereits 1920 an einer akuten Gelbsucht, kurz vor Vollendung seines 38. Lebensjahres.

Die mütterliche Linie Zechlin präsentierte als Großvater und Urgroßvater zwei Lehrer. Doch dann tauchten Seefahrer auf, vom schlichten Seemann bis zum Skipper auf eigenem Schiff.

Eine vielversprechende Mischung: Männer, die zur Zeit der napoleonischen Kontinental Sperre mit ihren Schonern die Blockade durchbrachen und Napoleon ein Schnippchen schlugen. Dazu kamen nach Stall duftende Bauern und Müller, die sich schon vor der Aufhebung der Leibeigenschaft frei nannten. Und alle, ob in Uniform oder hinter dem Pflug, ob auf dem Katheder oder auf dem Mühlgang, stolz darauf, Preußen zu sein. Wen wundert's, daß auch ich ein Preuße wurde. Und noch bin!

Wenn es nach mir gegangen wäre, ich wär' den Spuren meiner soldatischen Vorfahren gefolgt. Die Mischung des väterlichen

und mütterlichen Erbes schwebte mir vor: Marine-Offizier! Daß es nach dem Abitur anders kam? Auf diese Frage kann ich nur ganz schlicht antworten: Gottes Hand! Er führte mich, nicht wie ich, sondern wie er wollte. Doch zunächst merkte ich es nicht, daß er mich am Ärmel gefaßt hatte. Er stieß mich unauffällig auf den rechten Weg. Und er weiß dabei, wie Paul Gerhardt singt, vieltausend Weisen.

Wann Gott anfing, mich in seine Schule zu nehmen, habe ich erst sehr viel später erkannt. Es war ein sonniger Augusttag des Jahres 1920, als ER mir den Stachel in die Seite stieß. Da starrte ich in ein offenes Grab, auf einen Sarg hinunter, in dem mein Vater lag. Und ich tobte gegen Gott! Wie konnte er mir den Menschen nehmen, der mir das Liebste gewesen war! Damals war ich ein Junge von neun Jahren, verstand natürlich nicht, daß mit dem Tod meines Vaters die Frage nach Gott zu meinem »existentiellen« Problem geworden war. Ich spürte nur dunkel, daß ich mit dem Tod, dem Sterben, der Vergänglichkeit fertig werden müsse. Und irgendwie ahnte ich, daß dies alles – in mir noch unbegreiflicher Weise – wohl mit Gott zusammenhinge. Was wurde aus den Toten? Wo war jetzt mein Vater? »Bei Gott«, hatte der Pfarrer gesagt. Doch für mich war das kein Trost, »Bei Gott«, das war mir zu weit. Hier wollte ich meinen Vater haben, hier bei mir!

Ich sagte Gott ab und flehte doch zu ihm. Dieser Kampf tobte in aller Stille. Nach außen zeigte ich mich als Rauhbein. Selbst meine Mutter durchschaute mich nicht. Wenn sie mich aufforderte, sie zum Kirchgang zu begleiten, stellte ich mich widerborstig. In Wahrheit aber hatte ich auf diese Aufforderung gewartet. Scheinbar gelangweilt folgte ich dann der Predigt, doch in mir tobte es.

Es mag überspannt klingen, trifft aber die Sache: Eine Haßliebe verband mich mit »Dem da oben«. Und es war über Jahre hin nicht sicher, ob nicht am Ende der Haß die Oberhand gewinnen werde. Heute weiß ich, daß aus mir auch ein entschiedener Gottesleugner, ein absoluter Nihilist hätte werden können. Daß es anders kam? Daß ich gar sein Diener wurde? Nun, Gott war eben stärker als ich, er führte mich, wohin er wollte.

Und das begann, als ich in die Unterprima des Steglitzer Gymnasiums versetzt wurde.

Mein Klassenkamerad Gerhard Ebeling schüttelte den Kopf. »Alfred, du willst wirklich an dem Hebräischkurs teilnehmen?« Sein Erstaunen war verständlich. Das Hebraicum war doch nur für zukünftige Theologen interessant. Bei den anderen, die sich da Ostern 1928 zu dem Hebräischkurs anmeldeten, war alles klar. Gerhard Ebeling und Erich Klapproth hatten schon oft zu erkennen gegeben, daß sie Theologie studieren wollten. Auch bei Werner Voß gab es keinen Anlaß zum Kopfschütteln. Doch als ich meine schriftliche Anmeldung auf das Katheder legte, starrte Studienrat Bänkner mich verblüfft an. »Auch Sie, Salomon?« Es verschlug ihm die Sprache, und ich wußte sehr wohl, was ihn aus der Fassung brachte. Dieser Unterprimaner Salomon: engagierter Ruderer, Handballspieler und Leichtathlet; naturwissenschaftlich interessiert und, nun ja, mit einer gewissen musischen Begabung. Aber als Theologe – kaum vorstellbar. Ich sah, wie sich Bänkner einen Ruck gab: »Na schön, am Sonnabend dann um 13 Uhr!« Und ich fühlte: Er hofft, daß ich spätestens jetzt meinen absurden Plan aufgebe. Ausgerechnet am Sonnabend nach offiziellem Schulschluß, das mußte doch diesem undurchschaubaren Schüler überhaupt nicht in den Plan passen, da das Wochenende für das Rudern vorgesehen war.

Ehrlich, es verblüffte mich selber nicht weniger als den skeptischen Studienrat, daß ich regelmäßig an dem Kursus teilnahm. Unvermerkt kam ich auch Gerhard Ebeling näher. In der Schulklasse drückten wir dieselbe Bank, und im Ruderverein saßen wir nicht nur in einem Boot, sondern übernahmen auch die verantwortliche Leitung, Gerhard wurde zum Vorsitzenden gewählt und ich zum Bootshauswart. Doch über theologische Fragen sprachen wir kaum, und daß ich einmal Pfarrer werden könne, war für uns kein Thema. Gerhard besaß ein ausgeprägtes Taktgefühl; er mochte spüren, daß ich an diesem Punkt unsicher war und darum überempfindlich reagieren könnte.

Ein einziges Mal sprach mich Gerhard, soweit ich mich heute noch erinnern kann, auf dieses Problem an: »Sag' mal, warum

machst du Hebräisch mit?« Er sah mich prüfend von der Seite an. »Bloß, um Bänkner zu ärgern?« Er traf damit in eine offene Wunde, hatte ich mich doch schon selber gefragt, ob nicht vielleicht eine solche Niederträchtigkeit der tiefste Grund für meine Teilnahme gewesen sei. Denn in der Tat stand ich mit Bänkner seit Jahren auf Kriegsfuß, brachte ihn mit hinterhältigen Fragen immer wieder in Verlegenheit. Gerhards Frage wehrte ich ab: »Nimm an, mich reize das geistige Abenteuer, neben all den indogermanischen nun auch eine semitische Sprache kennenzulernen.« Er glaubte mir kein Wort. Und ich dachte über meine tiefsten Beweggründe nicht weiter nach.

Hatte auch kaum Zeit dafür, denn neben den verschiedenen sportlichen Betätigungen hatte ich vollauf zu tun, mir mit Erteilen von Nachhilfeunterricht meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Ich erwähnte schon, mein Vater starb, als ich eben in die Sexta gekommen war. Angesichts seiner wenigen Dienstjahre war die Pension, die meine Mutter erhielt, so gering, daß sie zum Leben nicht reichte. Wie sollte eine Witwe mit zwei Jungen mit monatlich 92,- Reichsmark auskommen? Also wurden von unserer Dreizimmerwohnung zwei Zimmer möbliert vermietet. Wir drei hausten in einem einzigen Wohnraum. Da soll ein Gymnasiast in Ruhe seine Schularbeiten machen, wenn ein vier Jahre jüngerer Bruder herumspielt und die Mutter an ratternder Nähmaschine die Kleidung für sich, ihre Jungen und die Nachbarschaft zusammenschneidert. Inflation? Wir hatten nichts zu verlieren; leider auch nichts zu gewinnen.

Bis zu zwölf Stunden in der Woche erteilte ich ab Obersekunda Nachhilfeunterricht. Das brachte bares Geld, doch für Schularbeiten blieb kaum Zeit. Meist sah ich mich gezwungen, beim Direktor Kroymann den Homer ohne häusliche Vorbereitung zu übersetzen.

Kurz vor dem Abitur hatte ich meine erste Begegnung mit der »Partei«. Mein Klassenkamerad Gerhard Busse lud mich ein: »Komm doch mal zu meinem Sturmabend!« Busse war, da er einige Klassen zweimal absolviert hatte, zwei Jahre älter als ich. Wir verstanden uns gut, spielten gemeinsam in der Handball-Schulmannschaft. Daß er auch SA-Sturmführer war, fand ich

nur komisch. Lärm, Zigarettenqualm, Bierdunst in der Althoff-Klausen. »Ein Kampflied!« Dann erklärte Busse Punkt für Punkt das Parteiprogramm. Die Sturmmänner hingen heißhungrig an seinen Lippen. Arbeitslose, verkrachte Kleinkaufleute, Kurzarbeiter. Eine Handvoll enttäuschter Kommunisten und viele, viele komplexbehaftete Kleinbürger. Und Busse verkündet ihnen – auf Befehl seines Führers – Arbeit und Brot, Brechung der Zinsknechtschaft, Befreiung vom jüdischen Joch. »Wir werden den Schandvertrag von Versailles zerreißen!« Die Augen der Zuhörer glänzten. Gerhard hat sich in Feuer geredet, ich erkenne ihn kaum wieder. »Wir haben das Gequassel im Reichstag satt. Ein einziger Wille muß gelten: der unseres Führers!« Immer wieder das Führerprinzip. Die »Anwärter« flitzen und liebebedienen, die SA-Männer lassen sich herumkommandieren, knallen Hacken zusammen, brüllen: »Jawoll, Sturmführer!« Das also ist die Partei. Mir reicht es. Unauffällig habe ich mich davongemacht.

Führerprinzip und Kadavergehorsam. Das war nicht das Preußen, das ich kannte. Erst Jahre später wurde mir klar, daß nicht politischer Weitblick mich vor dem Eintritt in die Partei bewahrt hat. Meine Freiheit war mir zu teuer. Mein Narzißmus hat mich vor dem Nazismus bewahrt.

Busse war der einzige, der mich dorthin zu ziehen versuchte. Meine Verwandten wählten Deutschnational oder Volkspartei. Meine Lehrer dachten patriotisch und fühlten sich christlich-humanistischer Tradition verpflichtet. Ein Sonderfall war Studienrat Fincke, Deutschkirchler*, Antisemit und großdeutscher Schwarmgeist. Verquollen und fanatisch, darum auch gefährlich.

Irgendwie hat mich auch mein Konfirmator Weymann beeindruckt. Während alle anderen zur Lukaskirche zählenden Schulkameraden sich bei dem beliebten Jugendpfarrer Lic. Ernst Jahn zum Unterricht anmeldeten, beharrte ich in gut preußischer Sturheit darauf: »Wir in der Kissinger Straße gehören in Weymanns Pfarrbezirk, also gehe ich in dessen Unterricht.« Meine

* Eine von romantischer Schwärmerei geprägte Gruppe, die eine deutsch-völkische Religion wollte.

Mutter nannte Weymann zwar einen »Orthodoxen« und meinte, seine Predigt sei »Salbaderei«, ließ mir aber freie Hand. Und ich habe es nicht bereut, lernte ich doch bei dem »orthodoxen« Weymann die Bibel und den Katechismus gründlich kennen. Daß auch er in Patriotismus schwamm und von der Wiederherstellung des Kaisertums träumte, sah ich ihm nach, ja, ich hatte Verständnis dafür. Ich fand es auch gar nicht seltsam, daß ich mich bald nach meiner Konfirmation bei ihm als Helfer für den Kindergottesdienst engagierte. Immerhin unter der Bedingung, jeden zweiten Sonntag für meinen Wassersport freizuhaben. Wieder so ein Bruch in meinem Verhalten, über den ich in jugendlicher Unbefangenheit nicht nachdachte. Ich merkte es überhaupt nicht, daß Gott mich schon an seiner Angel hatte.

Im Dezember 1928 hatte ich mich nach langem Widerstand von meinen Klassenkameraden überreden lassen, an einem Tanzkursus teilzunehmen. Ein zarter Flirt, der sich in der Tanzstunde anspann, entwickelte sich bald zu einer »ernsthaften« Sache. Und schon schmiedeten wir gemeinsame Zukunftspläne. Sie wollte nach dem »Einjährigen«, wie man damals die Mittlere Reife nannte, Kindergärtnerin und Hortnerin werden. Dazu paßte mein »Marineoffizier« wohl kaum. Außerdem war mir klar geworden, daß keine Möglichkeit bestand, bei der Marine anzukommen. Nach dem Versailler Vertrag hatte das Deutsche Reich nur noch eine Handvoll kleiner Schiffe. Die Bewerber standen seit Jahren schon Schlange.

In dieser Situation kam mir, zunächst vage, doch bald klarer ein Gedanke. Hatte nicht mein Großvater Zechlin, der Lehrer, sein Leben lang davon geträumt, Pfarrer zu werden? Hatte mich nicht meine Mutter von klein auf zum Kirchengang angehalten, regelmäßig mit uns Buben gebetet? Aber – ich sagte es schon –, das große Aber: dieser junge Mann, sportbesessen, naturwissenschaftlich interessiert, ein »lustiges Haus«, stets zu allem Schabernack aufgelegt – und der ein Pastor? Schon Studienrat Bänkner und mein Kamerad Gerhard Ebeling hatten den Kopf geschüttelt, als ich Hebräisch belegte. Und als ich jetzt bei meiner Bewerbung zum Abitur als Berufswunsch »Pfarrer« angab, da war Direktor Kroymann ernsthaft erzürnt. »Salomon«, grollte er

vor versammelter Klasse, »die Sache ist zu ernst, als daß Sie damit Scherz treiben.«

Auch Lottchen sah mich recht merkwürdig von der Seite an, als ich – auf einer Bank im Bäkepark – herausplatzte: »Du, ich hab's mir überlegt, ich werde Theologie studieren.« Ich las ihr die Zweifel vom Gesicht ab und beteuerte: »Doch, doch! Und das paßt auch gut mit deinen Plänen zusammen. Da kannst du später als geprüfte Kindergärtnerin –« Meine Phantasie war den Jahren schon voraus. Ich bildete mir ein, meinen Weg nach genauem Prüfen und Überdenken logisch abzustecken. Und ich spürte nicht, daß ich geführt wurde. Dorthin, wo ER mich haben wollte.

Ich – und Pastor? Mir selber kam das – gelinde gesagt – komisch vor. Nun ja, allenfalls Sportlehrer mit Religion als zweitem Fach. Also belegte ich neben den theologischen Vorlesungen bei Deißmann, Lietzmann, Lütgert und Seeberg auch sportliche Kurse und Vorlesungen über Pädagogik, Sportphysiologie und Medizin. Viermal in der Woche hieß es früh heraus, um schon gegen 7 Uhr auf dem Tiergartensportplatz Leichtathletik zu treiben. Zweimal wöchentlich trainierte ich im Ruderboot, errang gar mit meinem Kommilitonen Rasmus die Meisterschaft im Doppelzweier.

Auch der Paukboden und die sechs Messuren, die ich als Fuchs und Bursche einer »verehrlichen Turnerschaft im VC Markomania« schlug, paßten nicht in das Bild, das man sich von einem Pfarrer zu machen pflegt. In der Verbindung stieß ich erneut auf die Partei. Gewiß, die Alten Herren waren, wie sie selber sagten, »bis auf die Knochen deutschnational«. Doch unter den Burschen gab es einige, die sich als fanatische Nazis gerierten. Ich stand mit ihnen gar bald auf Kriegsfuß, es kam nicht von ungefähr, daß sie mich bald zum Abschied aus dem Bund drängten. Mir war's recht, hatte ich doch übergenuß zu tun, mir mit Stundengeben und dem Schreiben von Zeitungsberichten meine Brötchen zu verdienen. Und ich verdiente gut, es reichte für mehr als belegte Brötchen. Schon bald besaß ich mit meiner Braut, wie ich sie schon damals nannte, ein Faltboot. Herrliche Wanderfahrten führten uns zu den Mecklenburgischen Seen und in den Spreewald.

Fast unbemerkt von uns marschierte die neue Zeit herauf. Als die Nazis bei der Reichstagswahl im September 1930 über hundert Mandate errungen hatten, fühlte ich mich zum ersten Mal aufgestört. Es entsprach meinem Wesen, daß ich meinte, etwas unternehmen zu müssen. Beim Stahlhelm, dem paramilitärischen Bund der Rechten, eintreten? Da gaben die alten Frontkämpfer den Ton an, ich konnte nur als Grünschnabel gelten. Die Volkspartei oder die Demokraten? Lahme Bürgerliche, außerdem religiös zu liberal, als daß sie mir hätten schmecken können. Doch gab es da nicht eine junge Partei, die aus religiösen Sozialisten und christlichen Gewerkschaftlern hervorgegangen war? Christlich-sozialer Volksdienst nannte sie sich. Es muß noch im Jahre 1930 gewesen sein, daß ich eine Versammlung dieser Splitterpartei besuchte, zusammen mit meinem Bruder Paul, der noch die Schulbank drückte. In einer dumpfig riechenden Schulklasse nahe dem Bahnhof Großgörschenstraße in Schöneberg fanden wir ein Häuflein versammelt, nicht mehr als zwei Dutzend. Ein Assessor und ein Gewerkschaftler berichteten zur Lage, die Namen sind mir entfallen. Als das Häuflein Getreuer sich verabschiedete, meldete ich mich bei dem Gewerkschaftsmann als neues Mitglied des Christlich-sozialen Volksdienstes an. Mein Bruder war noch zu jung, hat mich aber bei allem, was wir für diese kleine Partei taten, treu begleitet. Viel war es nicht, konnte es auch nicht sein. Die Mittel für Werbung waren knapp. Und gegen die handgreiflichen Argumente der Nazis war ohnehin nicht anzukommen. Immerhin trugen wir Werbezettel aus, klebten kleine Plakate und warben, wie man so schön sagt, von Mund zu Mund. Und natürlich gab ich bei den Wahlen, solange der Volksdienst noch existierte, diesem meine Stimme.

Im Sommer 1932 sprach es sich in der Kirche herum, daß sich unter einem gewissen Pastor Hossenfelder eine »Glaubensbewegung Deutsche Christen« gebildet habe. Noch ahnten wir nicht, daß dies das Zeichen zum Angriff auf die Kirche war. Deutsche Christen? Nun, das waren wir doch alle! Erst als sich herausstellte, daß alle führenden Positionen von Nazis besetzt waren, kam Verdacht auf. Von heute auf morgen war in den Kirchen der

Teufel los. Es sah zunächst ganz harmlos aus, sogar recht bieder. SA-Abteilungen erschienen mit Fahne und in Uniform im Gottesdienst. Harmlose Gemüter, auch mein ehemaliger Konfirmator, meinten, nun brähe endlich die Zeit der wirklichen Volkskirche an. Doch dann erschien von dem führenden Parteigenossen Kube ein Zeitungsartikel, in dem die Generalsuperintendenten der Altpreußischen Union scharf angegriffen wurden. »Die Kirche darf auf keinen Fall ein Spielball in den Händen ehrgeiziger Volkskonservativer und muffiger Christlich-Sozialer bleiben!« Das war deutlich.

Und schon waren die DC überall dabei, für die im November 1932 anstehenden Kirchenwahlen das Kirchenvolk zu mobilisieren. In Massen strömten alle, die dem Namen nach evangelisch waren, in die Gemeindehäuser und ließen sich in die ausliegenden Wählerlisten eintragen. SA-Abteilungen rückten geschlossen an. Die Partei hatte erkannt, daß die Kirchenwahlen die Möglichkeit boten, auf völlig legalem Weg in die Kirche einzubrechen und in ihr die Macht zu gewinnen. Studienrat Fincke war begeistert und setzte sich mit aller Kraft für die DC ein. Mein alter Konfirmator war nicht ganz so überwältigt, fühlte sich aber durch das in die Kirche strömende Parteivolk so weit beeindruckt, daß auch er sich für die neue deutsche und zugleich christliche Bewegung erklärte. Das veranlaßte mich, mit ihm zu brechen. Ihn als »Orthodoxen« hatte ich für gefeit gehalten gegen den Nazismus, ich fühlte mich von ihm sehr enttäuscht. Ich ging »mit fliegenden Fahnen« zu Jahn über. Ich stieß auf eine große Schar Gleichgesinnter.

Schon nach dem ersten Gespräch fühlte ich, daß ich hier den Mann gefunden hatte, der mir helfen würde, meinen Weg zu finden. Lic. Jahn hatte sich ausgiebig mit Psychologie beschäftigt, stand mit Adler in den USA in Korrespondenz und hatte eine Reihe Fachschriften über angewandte Jugendpsychologie veröffentlicht. Er hatte sich vom Neuen Testament her mit C. G. Jung, Freud und Adler auseinandergesetzt und den Versuch unternommen, deren Erkenntnisse bei der Verkündigung an junge Menschen auszuwerten. Daß ihm dies – zumindest in der Praxis – vollauf gelungen war, wurde durch den Erfolg bestätigt, den er

in seiner Steglitzer Jugendarbeit erzielte. Der von ihm geleitete »Wartburgbund« erfaßte Hunderte von Jugendlichen verschiedenen Alters. Unter Jahns Einfluß entschieden sich fast ein Dutzend junger Männer zum Studium der Theologie. Er hat sie zu dem gemacht, was sie wurden. Mag sein, daß der eine oder andere das so nicht erkannt hat. Ich weiß jedoch, daß Jahn das Werkzeug war, mit dem Gott sie ihren Weg führte.

Ich war in jenem Kreis der einzige, der als schon halbfertiger Theologe im sechsten Semester dazustieß. Und doch: ich habe Jahn unendlich viel zu verdanken! Er wurde mein geistlicher Vater.

Vor seinen Gaben verblaßten seine Fehler. Sein nervöses Gesichtszucken, seine abrupten Bewegungen, seine kaum zurückgehaltene Eitelkeit waren vergessen, sobald er zu reden begann. Meisterhaft seine Rhetorik, die alle Bänke der 1000 Plätze aufweisenden Lukaskirche füllte. Noch heute bin ich imstande, einige seiner Predigten wiederzugeben. Unvergeßlich die gekonnten Kunstpausen, mit denen er Aufmerksamkeit erzwang. Blitzgescheit seine Argumentation, psychologisch geradezu raffiniert, wie er Unbewußtes anzusprechen, Urängste zu stillen, Freude zu wecken verstand.

Seine Frau Margarete, eine gebürtige Deutsch-Argentinierin, verehrte ihn und wehrte alles ab, was ihn stören konnte. Sie flog herbei, sobald er »Jreta« rief. Und er hatte seine Eigenheiten! Donnerstags war er nicht ansprechbar. Den Vormittag verbrachte er im Bett, voll konzentriert auf die Predigtvorbereitung. Sein Adlatus Rudi Belan, mein späterer Schwager, schleppte ihm die erforderlichen Bücher heran, saß dann um die Mittagszeit zur ersten Niederschrift bereit. »Drei Zeilen Zwischenraum!« Dann brachte »Jreta« ihm das Essen, leichte Kost, um seinen Magen nicht zu belasten. Inzwischen hatte Rudi das erste Manuskript fertig. Jahn arbeitete es mit Tintenkuli durch, las es laut, strich hier, änderte dort, ergänzte woanders. Wenn der Kaffee kam, lag die zweite Niederschrift vor, jetzt begann der letzte Arbeitsgang. Jahn trug in die Zwischenräume mit verschiedenen Buntstiften seine Zeichen ein. Hinweise wie in einer Notenpartitur, piano, fortissimo, lente, Pause, Pause, Pause. Und das alles geschah

nach lautem Lesen. Wenn das Abendessen nahte, war es soweit: Der Herr Lizentiat hatte die Predigt im Griff und auch schon fast im Kopf. Diese sorgfältige Predigtvorbereitung verlangte er auch von mir. Ich habe zwar im Laufe der Jahre die wortwörtliche Aufzeichnung aufgegeben, doch Jahns Regeln befolge ich noch heute: Grundlage sei die Heilige Schrift. Vergiß nie, daß du Gottes Wort zu verkündigen hast! Zweitens: Was bewegt deine Gemeinde? Was hat sie nötig? Drittens: Sieh dir schon am Sonntag vorher den kommenden Predigttext an, bewege ihn in deinem Herzen und schreibe dann spätestens am Donnerstag dein Predigtkonzept. Und schließlich: Wenn du endlich auf der Kanzel stehst, darf niemand merken, wieviel Arbeit in der Vorbereitung steckt. Du mußt so sprechen, als fiele dir alles eben erst ein! Ich habe mich redlich bemüht, Jahns Predigtregeln zu befolgen. Und ich glaube, ich habe gut daran getan.

Doch selbst Jahns Predigtgabe reichte nicht aus, den Marsch der braunen Kolonnen in die kirchlichen Körperschaften aufzuhalten. Zu spät begriffen die anderen, was da auf sie zukam. Die SPD meldete sich erst kurz vor den Wahlen zu Wort und rief ihre Mitglieder auf, sich ebenfalls in die Wählerlisten einzutragen. Ob mein Christlich-sozialer Volksdienst überhaupt eingriff? Ich kann mich nicht mehr erinnern.

Trotz eines massiv geführten Wahlkampfes mit starker Unterstützung der NSDAP gelang es den DC nicht, die kirchlichen Bastionen zu stürmen. Im Berliner Westen errangen sie etwa ein Drittel aller Sitze in den kirchlichen Gremien. Das war nicht das, was sie erwartet hatten. Viele auf unserer Seite jubelten. Doch der Lic. warnte, dies sei erst der Anfang. Wir jungen Optimisten sahen das nicht so schwarz, stellten nur mit Verwunderung fest, daß plötzlich Männer in den Kirchenvorständen saßen, die man noch nie in der Kirche gesehen hatte. Und aus den Anträgen und Diskussionsbeiträgen ging hervor, daß sie von kirchlichen Verhältnissen wenig Ahnung hatten.

Jahn setzte Kurt Aland in Trab. Der war einer der Jungengführer im Wartburgbund, hatte begonnen, Theologie zu studieren und erwies sich für Jahns wissenschaftliche Arbeiten als wertvoll. Fleiß und unbezähmbarer Ehrgeiz zeichneten ihn aus. Er

schleppte herbei, was an Verlautbarungen der DC zu bekommen war, sorgte für Hintergrundinformationen und schaffte auch persönliche Daten über die leitenden Köpfe heran. Mit wissenschaftlicher Akribie arbeitete er sich durch das umfangreiche Material und legte die Fakten säuberlich gesichtet Jahn vor. Der brauchte sich nur noch zu bedienen. Und er tat es, in der ihm eigenen Art.

Da hockten wir dann abends zusammen in dem großen Raum, der Jahn als Sprechzimmer diente. Nach draußen abgeschirmt durch die schalldicht gepolsterte Doppeltür. Rund um den mächtigen Tisch in die Sessel »geflezt«. An den Wänden Bilder aus der argentinischen Pampa, Staub der Rinderherden, Peitschengeknall der Vaqueros, und sozusagen als Gegenwartskulisse der subtropischen Aura die breit ausladende Palme, die ihre Wedel aus der Erkernische in die Stube streckte. Kurt Aland trug vor, was er gelesen hatte, Jahn stellte knappe Zwischenfragen. Rudi Belan las Kurt die Worte von den Lippen ab, die anderen waren ebenfalls ganz Ohr: Martin Hirschberg, Karlchen Ring, Ernie Korsch, Werner Voß, Hajo Daniel und Hansi Krüger.

»Klarer Fall«, schloß Jahn die Diskussion ab, »die ganze Misere hat uns dieser Kube eingebrockt. Der war ein paar Jahre da im Kirchenvorstand in Berlin-N drin, kennt von daher die kirchliche Organisation, hat gewußt, wo und wie man in die Kirche einbrechen kann.« Ein uns wohlbekanntes Zurückschnellen des Kopfes. »Diesmal hat er es noch nicht geschafft.« »Und er wird es auch nicht schaffen!« beehrte Martin auf. »Wenn de dich nur nich irrst, meen Lieber!« Daß der Lic. in den Berliner Jargon fiel, verriet mir, wie sehr ihn die Sache beschäftigte. »Kube ist jetzt Gauleiter der Ostmark und führt die Nazifraktion im Preußischen Landtag. Und außerdem –« Die bewährte Kunstpause, die stets die Aufmerksamkeit weckt. »Und außerdem steht hinter all dem dieser – Adolf.«

Damit hatte er die Sache auf den Punkt gebracht. Er ruckte herum: »Habt ihr schon ›Mein Kampf‹ gelesen?« Er sah, daß nur Kurt Aland nickte. »Wird Zeit, Herrschaften, euch mit dem Buch zu befassen. Intensiv, wenn ich bitten darf!« »Ist es so wichtig?« fragte Hajo Daniel. »Und wie!« kläffte der Lic. »Nehmt ernst, was

da steht. Und dann lest zwischen den Zeilen, zieht Schlüsse, was aus dem Angedeuteten zwangsläufig folgen muß.« Ein müder Wink, wir waren entlassen.

Einige Steglitzer Jungtheologen, die später in der BK aktiv wurden, gehörten dem Kreis, der sich um Jahn versammelte, nicht an. Gerhard Ebeling studierte, wenn ich mich recht erinnere, in Marburg. Erich Klapproth und Götz Maltusch waren im BK (Bibel-Kreis höherer Schüler) engagiert, der in Steglitz von dem älteren Bruder Maltusch (Vornamen habe ich vergessen) und Hermann Ehlers, dem späteren Präsidenten des Bundestages, geleitet wurde. Auch der Steglitzer BK stand im Abwehrkampf gegen die Partei, zu einer engeren Zusammenarbeit mit ihm kam es jedoch nur bei bestimmten Anlässen. »Männer« Ehlers war einige Jahre älter als wir, gewann als Assessor und Justitiar des Altpreussischen Bruderrates Bedeutung.

Der »Jahn-Kreis« war eindeutig durch die Persönlichkeit des Lic. – so nannten wir ihn – bestimmt. Das betraf nicht nur die theologische Linie, ging vielmehr auch tief in die persönlichen Verhältnisse hinein. Die meisten Glieder dieses Kreises waren aus der Jungmannschaft des Wartburgbundes hervorgegangen. Unter Jahns Einfluß hatten sie sich entschieden, das theologische Studium aufzunehmen. Sie waren sozusagen seine geistlichen Kinder. Fast alle wurden auch wirtschaftlich von ihm gefördert. Millionen Arbeitslose, da gab es auch für die noch im Broterwerb Stehenden geringen Verdienst. Wie sollten kleine Handwerker und Angestellte dem Herrn Sohn ein Studium ermöglichen? Jahn fand einen Weg, stellte den einen als Pfarrsekretär, den anderen als »Vorzimmerdame« an, ein dritter und vierter kamen als bestellte Jugendwarte zu einem kleinen Verdienst. Jahn fand für jeden einen Weg, der seinen Fähigkeiten angemessen war. Kurt – der auf die wissenschaftliche Laufbahn zusteuerte – fand später als Assistent im Seminar für evangelische Jugendführung eine Aufgabe, die ihn seinem Ziel näherbrachte.

Am Ende eines jeden Semesters legte ich in zwei Fächern eine sogenannte »Fleißprüfung« ab. Mit den beiden Zeugnissen, die mindestens auf »Gut«, besser aber auf »Sehr gut« lauten mußten, begab man sich zum Dekanat und beantragte dort einen Erlaß

der Studiengebühren. Wie ich verfuhr auch alle meine Freunde aus dem Jahn-Kreis. Blieb der persönliche Unterhalt, den sich jeder auf seine Weise verdiente, als Pfarrsekretär, Jugendwart oder Assistent.

Allen anderen hatte Jahn von Beginn an den Weg geebnet. Ich dagegen stand – wie gesagt – bereits im sechsten Semester, als ich zu dem Wartburgbund stieß. Auch finanziell hatte ich meinen eigenen Weg gemacht. Die Folge war, daß ich Jahn »emanzipiert« gegenüberstand. Ich wurde ihm Gesprächspartner. Manchmal hatte ich den Eindruck, es ginge ihm darum, im Diskutieren mit mir sich selbst Klarheit zu verschaffen. Nicht etwa, daß ich ihm zu lichtvollen Erkenntnissen hätte verhelfen können. Aber im Aussprechen seiner Gedanken und im Formulieren des bis dahin Unausgesprochenen wurde Jahn sich der Richtigkeit seiner Überlegungen oder auch ihrer Fehlerhaftigkeit bewußt. Da saßen wir dann, tief in die mit rotem Plüsch bezogenen Sessel versunken. Er dachte laut vor sich hin, verwarf, korrigierte sich, suchte nach griffiger Formulierung. Und ich hörte zu, nickte oder wiegte den Kopf, warf hier und da eine halblaute Frage ein. Beigetragen habe ich wenig, gelernt aber viel.

Unvergeßlich der scharf-kritische Verstand dieses Mannes. »Ich habe Angst, Sali! Weeßte, warum? Weil alle diesen Kerl nicht ernst nehmen.« Es stimmte, allgemein herrschte in den Kreisen der »Rechtsgerichteten« – und das war eine breite Front von den Deutschnationalen bis hin zur Volkspartei – die Meinung, man solle dieses Großmaul Hitler ruhig mal ranlassen. Da werde sich recht schnell zeigen, daß auch er es nicht schaffe, mit den anstehenden Problemen fertig zu werden. Und wenn einer warnte, dieser Mensch sei gefährlich, dann winkte man ab: Keine Bange! Der Alte Herr – gemeint war der Reichspräsident von Hindenburg – wird diesem böhmischen Gefreiten schon zeigen, wo's langgeht! Auch ich hatte so gedacht. Jahn kurierte mich: Der Alte Herr lebe nicht mehr lange. Er sei schon jetzt so senil, daß er alles unterschreibe, was man ihm vorlege. Das war nüchtern gedacht. Schon lange machten Witze die Runde, daß man kein Stück Papier in den Amtsräumen des Reichspräsidenten liegen lassen dürfe, weil der alte Herr es unweigerlich

unterschreibe. Jahn hatte recht: War Hitler erst einmal oben, dann würde er leichtes Spiel haben.

Nun, die Herrn Hugenberg, von Papen und wie sie sonst noch hießen, hörten nicht auf Jahn. Wie sollten sie auch? Sie saßen ja oben, waren bestens informiert, hatten das Geld und waren sich sicher, diesen Herrn Hitler fest im Griff zu behalten. So kam, was Jahn schon lange hatte kommen sehen, die Machtübernahme.

Mich selbst traf dieser 30. Januar 1933 einigermaßen überraschend. Ich hatte die Ereignisse an meinem selbstgebauten Radioapparat mitgehört, die sich überschlagenden Stimmen der Reporter, die Kampflieder der durch das Brandenburger Tor einmarschierenden SA-Kolonnen, das hysterische Gekreische des Führers.

Am frühen Morgen stürmte ich zu Jahn. Er lag noch im Bett. Sein einziges Wort zu mir: »Siehste!« Doch ich sah immer noch nicht, was er sah. Frau Greta erschien, mit einer Untertasse, auf der ein paar Stücke Würfelzucker lagen, in der anderen Hand schwenkte sie das braune Gläschen mit Baldriantropfen. Auch so eine Eigenart des Lic.: Baldrian! Er konsumierte ihn in Unmengen, die ganze obere Etage des Pfarrhauses duftete penetrant danach. Böse Zungen behaupteten, nachts strichen alle Katzen der näheren Umgebung um das Pfarrhaus und brächten hinreißende Serenaden zu Gehör. Das war natürlich übertrieben, wahr aber blieb, daß Jahn in einer Baldrianwolke schwamm.

Er bemerkte meinen Blick. »Brauch' ick!« knurrte er. »Sonst rej' ick mir zu sehr uff!« Als »Jreta« gegangen war, winkte er mir mit dem Löffel: »Setz dir, Sali!« Baldrianduft umgab mich. »Ergreift den Schild des Glaubens ... nehmt den Helm des Heils und das Schwert des Geistes!« Er stieß die Paulusworte ruckartig heraus, fuhr mit beiden Beinen aus dem Bett, griff nach dem Morgenrock. »Wirst sehen, Sali, det jibt Kulturkampf, aber schlimmer als damals unter dem ollen Bismarck.« Er hatte sich in dem einen Ärmel verheddert, wühlte herum, fand endlich den richtigen Weg. »Ach wat! Kriech jibt dat, jawoll, Kriech!« Und schoß hinaus, ich hörte nur noch das Rauschen der Dusche.

So hatte ich den Lic. noch nie erlebt. Ich war erschüttert. Als er

– adrett vom Scheitel bis zur Sohle – endlich wieder aufkreuzte, hatte ich mich einigermaßen gefangen. Er sah die Dinge wohl doch zu schwarz. Dann saßen wir wieder einmal zusammen, redeten hin und her, suchten uns Mut zu machen, dieser Adolf werde bald mit seiner Kunst am Ende sein. Nur der Lic. blieb pessimistisch: »Dieser Kerl will alles! Er wird auch vor der Kirche nicht haltmachen.« Sein Gesicht zuckte, noch zerrissener als sonst. »Wir müssen uns formieren, eine Abwehrfront aufbauen, ehe es zu spät ist!« Die nächsten Tage stand das Telefon nicht still. Jahn sprach mit allen, die er für guten Willens hielt. Nach zwei Wochen begann er zu resignieren. »Es ist zum Verzweifeln, Sali!« Er warf sich im roten Sessel herum. »Alle sind gegen diesen Kerl.« Aber man müsse vorerst abwarten! Noch habe man keinen Anlaß, eine Front zu formieren. Und außerdem: Dieser Kerl werde sich schon die Hörner ablaufen. Ein paar Monate würden wohl genügen, ihn mit seinen hochfahrenden Plänen scheitern zu lassen. Er versank noch tiefer im Sessel, schwieg. Nur sein hastiges Atmen war zu hören.

Zunächst waren all die anderen obenauf, die von dem großen nationalen Aufbruch schwärmten. In Scharen strömten SA-Abteilungen in ihre Gottesdienste. In langen Reihen zogen Paare, die bisher noch nicht kirchlich getraut waren, vor den Traualtar. Die braune Welle schwappte in die Kirche, fast sah es aus, als ginge eine Erweckungsbewegung durch die Nation.

Jahn blieb kalt, studierte vielmehr aufmerksam die Zeitungsausschnitte, die Kurt ihm herausgesucht hatte. »Seht ihr«, hieb er auf den Tisch, »die Massentrauungen und die kommandierten Kirchbesuche rufen die Deutschkirchler auf den Plan!« Deutschkirchler? Dunkel entsann ich mich der neugermanischen Schwärmereien, mit denen uns Studienrat Fincke im Unterricht gelangweilt hatte. Ich wollte diesen trüben Aufguß verquollener Naturreligiosität mit leichter Hand abtun. Doch der Lic. hatte schon das Buch gelesen, das bald recht bedeutungsvoll werden sollte, Rosenbergs »Mythus des 20. Jahrhunderts«.

Er schwenkte einen der Zeitungsausschnitte, mit denen Kurt ihn beglückt hatte. Der »Völkische Beobachter« habe bereits vor Jahr und Tag den »Mythus« über den grünen Klee gelobt.

Rosenberg habe sich mit diesem einmaligen Werk zum »Bildner der Nation« aufgeschwungen. Und schon hielt der Lic. uns eine Privatvorlesung über Rosenbergs »Mythus«. Die Zitate, die er uns um die Ohren schlug, ließen uns verstummen: Die Kirchen sind im wesentlichen nicht christlich, sondern ein Erzeugnis der jüdisch-syrischen Apostel. Auf Paulus sei die Verbastardisierung und Verjudung des Christentums zurückzuführen. Von solchem syrischen Aberglauben müsse das Christentum gereinigt werden. Nordische Sagen müßten an die Stelle der alttestamentlichen Zuhälter- und Viehhändlergeschichten treten. Weg mit dem Alten Testament! Weg mit dem jammervoll Gekreuzigten! Weg mit den weinerlichen Gesangbuchliedern! Ein heldisches Christentum wollen wir, nein, einen neuen Glauben!

Was der Lic. uns da an Rosenbergsätzen vortrug, verschlug uns die Sprache. Nur Kurt blickte mit hochgezogenen Brauen rundum, in der ihm eigenen Art, als wenn er sagen wollte: Ich hab's ja längst gewußt!

Es war, als ahnte ich, daß mir künftig wenig Freiraum bleiben werde. Wann immer es möglich war, war ich mit Lottchen im Faltboot unterwegs. Wenn ich heute zurückblicke, muß ich einräumen, daß es eine Flucht war; eine Flucht vor den ermüdenden Diskussionen, vor täglich neuen »Erfolgsmeldungen« der Partei, eine Flucht auch vor den Auseinandersetzungen im engen Kreis. Ein Glück, daß man auch außerhalb des Jahn-Kreises ein paar Vertraute hatte. Mein Bruder hielt nach wie vor mit mir zum Christlich-sozialen Volksdienst, bis dieser dann recht bald aufgelöst wurde. Meine Mutter hatte für die Nazis ein altes westpreußisches Wort, nannte sie »Posauken«. Und meine Charlotte gehörte schon längst zu dem Jahn-Kreis. Gerade noch zur rechten Zeit hatte sie ihre Ausbildung im »Seminar für Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen Anna von Giercke« abgeschlossen. Nicht lange danach wurde dieses Institut geschlossen, weil Anna von Giercke Jüdin war. Der liberale Geist, der dort wehte, hatte den Nazis schon lange gestunken. Nun absolvierte Lottchen ihr praktisches Jahr in einem Kindergarten in Charlottenburg. Ihre Mutter stand auf unserer Seite, eine herzensgute Frau, die bei den Herrnhutern zur Schule gegangen war und für Hitler

nur ein Kopfschütteln übrighatte. Doch mein zukünftiger Schwiegervater war alter Parteigenosse. Es gab harte Diskussionen mit ihm, die oft unerfreulich endeten. Hatte es wieder einmal gekracht, dann flüchteten Lotte und ich auf die Havel und suchten im Schilfgeflüster Entspannung.

Politisch folgte ein Schlag dem anderen: Die Reichstags-Neuwahlen vom 5. März brachten Hitler neuen Stimmengewinn. Das Ermächtigungsgesetz vom 23. März gab ihm freie Hand, die Macht in vollem Umfang an sich zu reißen. Die DC riefen in ihrer Reichstagung im April dazu auf, eine einheitliche »Reichskirche« zu schaffen. Und folgerichtig berief Hitler den Wehrkreispfarrer Ludwig Müller als seinen »Beauftragten in Kirchenfragen«. Jahns stereotypes »Siehste!« wurde zum geflügelten Wort in unserem Kreis.

Das, was da höheren Ortes geschah, lief an mir vorbei, richtiger gesagt: über mich hinweg. Nur aus der Ferne vernahm ich den Donner der Schlacht, das endlose Palaver in den verschiedenen »Ausschüssen«, die gebildet, aufgelöst und neugebildet wurden; das Ringen um das neu zu schaffende Amt eines Reichsbischofs und das Geziehe zwischen diesem Ludwig Müller und dem Gegenkandidaten Friedrich von Bodelschwingh. All dies, dazu die Proteste und Gegenproteste, die Aufmärsche und Demonstrationen rauschten an mir vorbei. Was hätte ich da schon ausrichten können? Mein Gefühl für das, was für mich machbar war, hielt mich da heraus.

Bis dahin war es fernes Grollen am Horizont gewesen. Am 24. Juni brach das Unwetter über uns alle herein: Kultusminister Rust berief den Landgerichtsrat August Jäger aus Wiesbaden als Staatskommissar für alle Landeskirchen in Preußen. Jetzt folgte ein Blitzschlag dem andern. Jäger, kaum im Amt, setzte kurzerhand alle gewählten Kirchenleitungen ab und an deren Stelle Deutsche Christen als Kommissare ein. Das Haus des Evangelischen Preßverbandes wurde von SA besetzt, Direktor Hinderer abgesetzt und der Verleger des DC-Blattes »Evangelium im Dritten Reich« mit der Geschäftsführung beauftragt. Jetzt war klar, daß die Partei auch in der evangelischen Kirche die Macht übernehmen wollte.

Alles andere wurde immer unklarer. Bald wußte man nicht mehr, wer in der Kirche das Sagen hatte. Schlimmer, die Fronten waren nicht erkennbar. Man sah nicht, wie sie verliefen, wußte nicht, wer hüben und wer drüben stand. Selbst wenn man es gestern gewußt hatte, heute konnte schon alles wieder anders sein, erst recht morgen. Verständlich, daß ein so honoriger Mann wie Bodelschwingh das ihm angebotene Bischofsamt wieder abwies und sich nach Bethel zurückzog. Und jetzt bliesen die DC zum letzten Sturmangriff: Kirchenwahlen!

Schon wieder Kirchenwahlen. Und diesmal sprach alles für die DC. Sie hatten die Partei hinter sich wie auch den von Hitler eingesetzten Staatskommissar. Wenn ich mich recht entsinne, erlebten wir kurz vor der Wahl die erste Haussuchung. Karteien und Namenslisten wurden beschlagnahmt, desgleichen das gesamte Propagandamaterial. Erst später erfuhren wir, daß auch in der Geschäftsstelle der Wahlliste »Kirche und Evangelium« alle Flugschriften, Drucksachen und sogar die Druckplatten beschlagnahmt worden waren. So waren allein die DC in der Lage, für sich zu werben.

Wahlentscheidend war wohl, daß auch der »Führer« sich offen für seinen als »Reibi« (Abk. Reichsbischof) vorgesehenen Vertrauten Ludwig Müller und die DC ausgesprochen hatte. Die braune Masse trat in geschlossenen Kolonnen zum Wahlgang an. Unser Kirchendiener wie auch die im Gemeindebüro angestellte Sekretärin, beide eingeschriebene DC, waren bald vom ständigen Heilgeschrei heiser. Nur mit Mühe verbargen sie den Hohn über die rückständigen und reaktionären Pfaffen. Tags drauf, als feststand, daß sogar bei uns die DC die Mehrheit »erobert« hatten, suchten sie ihren Hohn gar nicht mehr zu verbergen. Von dem Tage an grüßten »die unten«, also die in den Büroräumen, nicht mehr »die oben« in der Pfarrwohnung. Ein Bruch, der sich weit dauerhafter erwies als so manches andere, was in diesen Tagen zerbrochen wurde.

Nun waren also die DC auf völlig legale Weise auch in der Kirche der Altpreußischen Union an die Macht gekommen. In den Reihen derer, die sich gegen den Strom gestemmt hatten, herrschte Niedergeschlagenheit. Selbst Jahns »Siehste!« klang

nicht mehr so überlegen wie zuvor. Im nachhinein habe ich erkannt, daß ich unbewußt die Möglichkeit ergriff, erst einmal Abstand zu den Geschehnissen zu gewinnen. Die Gelegenheit bot sich, als mein Bruder mich aufforderte, ihn doch in seinem Freiwilligen Arbeitsdienst zu besuchen. Paul hatte die Schule verlassen und war, wie damals so viele junge Leute, arbeitslos. Um nicht herumzulungern, hatte er sich beim CVJM* Rostock, der bei Warnemünde ein Arbeitslager unterhielt, zum Dienst gemeldet. Kaum war das Sommersemester 33 zu Ende, da war ich auch schon unterwegs. Das Lager »Hohedüne« befand sich auf einer Art Nehrung, die östlich der Warnow-Mündung ein kleines Haff von der See trennte. In unmittelbarer Nachbarschaft streckten sich die Hallen eines Flugzeugwerkes hin.

Am Mast vor der niedrigen Lagerbaracke wehte die Flagge des CVJM. Die Leitung lag in den Händen eines Tiefbauingenieurs Stahl. Hier waren etwa vierzig junge Männer damit beschäftigt, ein Mooregebiet, das westlich der Warnow lag, zu kultivieren. Außer Unterkunft und Verpflegung wurden nur ein paar Pfennige Taschengeld gezahlt, doch die jungen Leute waren dankbar, daß sie nicht auf der Straße lagen, sondern einer sinnvollen Arbeit nachgehen konnten. Träger des Unternehmens war der CVJM Rostock, die Finanzierung erfolgte durch das Arbeitsamt.

Der Tag begann mit einer kurzen Morgenandacht. Danach wurde der Küchendienst eingeteilt, das Gros marschierte ab zur Arbeitsstelle. Nach Arbeitsschluß bemühte sich die Lagerleitung, mit Gesellschaftsspielen, Sportangeboten und Aussprachekreisen auch geistige Anregung zu bieten. Es herrschte ein guter und auch sauberer Ton.

Hier im Lager des FAD (Freiwilliger Arbeitsdienst) erlebte ich, was es bedeutete, wenn die Partei die Macht übernahm. Unangemeldet fuhr eines Tages ein Auto vor, dem zwei graubraun Uniformierte entstiegen. Der eine, der am Halsaufschlag ein paar silberne Sternchen führte, stieß in eine Trillerpfeife und brüllte: »Alles hört auf mein Kommando!« Verblüfft scharten wir uns in

* CVJM: Christlicher Verein Junger Männer, die deutsche Sektion des Weltbundes der YMCA, der Young Men Christian Association.

lockerem Haufen um ihn. In einem Ton, den er wohl als »zackig« empfand, gab er bekannt: »Im Auftrag des Arbeitsministers übernehme ich das Kommando in diesem Lager.« Während wir das noch verdauten, holte der andere Uniformierte schon unsere Flagge nieder und hißte an ihrer Stelle den Hakenkreuzlappen. In wenigen Minuten schieden sich auch hier die Geister. Eine Handvoll scharte sich um unseren alten Lagerführer Stahl, etwa eben so viele brüllten »Heil!«, die schweigende Überzahl wog ab, wo sie ihren Vorteil gewinnen könne. Es dauerte nicht lange, bis sie sich darüber klargeworden waren. Nur ein halbes Dutzend harrete noch bei Stahl aus. Der neue Herr wies sich als »Feldmeister« aus, legte seine amtliche Bestallung vor, war sogar so liebenswürdig gewesen, dem bisherigen Lagerleiter gleich seine Entlassungs-Papiere vom Arbeitsamt mitzubringen. Eine halbe Stunde später packten wir unsere paar Sachen zusammen. Am nächsten Morgen erlebten wir eben noch die »Fahnenparade«. Mit deutschem Gruß, »Sieg-Heil!« und zackigen Kommandos. Drinnen, vor den Frühstückstischen dann natürlich keine Morgenandacht, sondern nur einen »Tagesbefehl« mit markigen Sätzen. Sonst hatten wir ein Morgenlied gesungen, »Der helle Tag bricht nun herfür«, »All Morgen ist ganz frisch und neu« oder eins der anderen christlichen Lieder. Jetzt übte der Herr Feldmeister einen Kanon ein: »Früh, wenn der Bock schreit, Mäh-mäh-mäh-mäh!« Wir paar Außenseiter empfanden das als sehr treffend.

In der Baracke des Freiwilligen Arbeitsdienstes hatten wir wie in einer von der Außenwelt abgeschirmten Burg gelebt. Die Routine des Tagesplans, der Arbeitseinsatz im Moor und die mehr oder weniger banalen Gespräche mit den Kameraden hatten unsere Zeit und auch unser Denken ausgefüllt. Es gab im Lager keinen Radioapparat, hin und wieder brachte einer eine Tageszeitung mit, wenn er in Rostock frische Wäsche geholt oder im Arbeitsamt vorgesprochen hatte.

Wieder nach Berlin zurück, war es mir, als sei ich aus dem sicheren Schutz eines Hauses hinaus in Sturm und Unwetter getreten. Der Kampf tobte um den Arierparagraphen, der – juristisch fein säuberlich in das Beamtengesetz eingekleidet – die

Entfernung aller Juden oder »jüdisch Versippten« aus dem Öffentlichen Dienst anordnete. Ich verstehe es durchaus, daß man heute immer wieder fragt, warum wir, die Kirche, uns damals nicht mit aller Kraft gegen diesen praktizierten Antisemitismus gewehrt hätten. Warum wir erst dann aktiv geworden seien, als der Arierparagraph in die Kirche eingeführt werden sollte. Es ist nicht leicht, dem heutigen Zeitgenossen klarzumachen, wo die Ursachen für ein derart zurückhaltendes Abwarten lagen.

Ein gewichtiges Argument der Judengegner bezog sich auf die Rolle, die Juden bei der russischen Oktober-Revolution und der Gründung des Bolschewismus gespielt haben sollten. Juden wurden als kommunistische Vordenker und geistige Väter des Bolschewismus genannt. Der Bolschewismus aber war das Schreckgespenst für jeden braven Bürger. Man hatte gehört, welche Greuel mit der russischen Revolution einhergegangen waren, wußte von Vernichtungslagern in Sibirien, massenhafter Enteignung der vorgeblich reaktionären Stände wie etwa der Bauern. Verständlich, daß man den Bolschewismus wie die Pest fürchtete und verabscheute. Und nun war zu allem Übel auch die deutsche Revolution von 1918 mit den Namen einiger Juden verknüpft. Für das simple Gemüt des deutschen Biedermannes flossen daher Bolschewismus und Judentum ineins, schienen geistig und faktisch eng verflochten. Diese tief eingewurzelte Furcht vor dem Bolschewismus veranlaßte viele dazu, dem »Führer« zuzujubeln, der zur Abwehr des Roten Schreckens angetreten war. Es schien nur logisch, daß er auch die Befreiung vom jüdischen Joch und der Zinsknechtschaft versprach.

Es war – von der damaligen Sicht her betrachtet – durchaus verständlich, daß man auch in der Kirche nichts dagegen hatte, wenn den Juden »ein wenig die Flügel gestutzt« wurden. Und um mehr schien es ja anfangs auch nicht zu gehen. Sie hatten sich halt – so meinte man – zu breitgemacht. Überall saßen sie in beherrschenden Positionen: in Wirtschaft und Politik, bei der Presse, in der Kunst und auch der Wissenschaft. Sie hielten eine überdurchschnittlich hohe Zahl von akademischen Lehrstühlen

besetzt, waren aber auch bei den niedergelassenen Ärzten und den Anwälten sehr stark vertreten.

Hier setzte die Nazipropaganda raffiniert an. Sie rief die niedrigsten Instinkte wie Neid und Klassenhaß wach, weckte – während sie zugleich die Überlegenheit des arischen Menschen pries – die Minderwertigkeitskomplexe der Kleinbürger, die sich von den Juden übervorteilt wähnten. Kein Wort davon, daß die Juden ihre hervorragenden Positionen meist ihrer wirklichen Tüchtigkeit und geistigen Beweglichkeit verdankten. Im Gegenteil, wenn man der Propaganda glaubte, waren sie nur durch Intrigen, Betrug und Rücksichtslosigkeit nach oben gekommen. Natürlich gab es – wie hätte es auch anders sein können – tatsächlich solche Fälle. Diese wurden herausgegriffen, hochgespielt und verallgemeinert. Und der »kleine Mann«, vor allem der Versager, griff gierig zu, weil er sich so die Möglichkeit verschaffte, die Schuld für das eigene Versagen bei anderen, nämlich den Juden, zu finden.

Meine persönliche Begegnung mit Juden? Nun, unser langjähriger Hausarzt war Dr. Moses in der Cranachstraße zu Friede-
nau. Ein Reformjude, der sich nicht an die Vorschriften der Rabbiner hielt, Freigeist mit humanistischem Einschlag. Eine Begebenheit, die ihn am besten charakterisiert: Eines Nachts hatte ich ihn wieder einmal herausgeklingelt, weil meine Mutter einen Herzanfall hatte. Als ihn meine Mutter, der Morgen dämmerte schon, nach der Bezahlung fragte, schnauzte er knurrig: »Lassen Sie den Quatsch! Von einer Witwe mit zwei Jungen nehme ich keinen Pfennig.« Und als meine Mutter einwarf, er müsse doch aber auch leben, grinste er: »Ich lebe nicht schlecht. Denn was ich Ihnen erlasse, das hole ich mir doppelt und dreifach von einem, der's hat!«

Im humanistischen Gymnasium Steglitz gab es in fast jeder Klasse einen oder zwei Juden. Sie waren voll integriert. Ich selber hatte als Klassenkameraden in den unteren Klassen einen Juden namens Wolff, einen unscheinbaren Jungen, der nur durch sein pechschwarzes Haar und ausgeprägte Plattfüße auffiel. Nach ihm gehörten bis zur Mittleren Reife die Zwillingbrüder Elb zu uns, gemütliche Sachsen, die stets zu Scherzen aufgelegt und daher

auch recht gern gesehen waren. Niemand von uns wäre auf den Gedanken gekommen, sie als Angehörige einer minderwertigen Rasse zu betrachten. Diese guten Erfahrungen, die ich mit jüdischen Schulfreunden gemacht hatte, bewahrten mich davor, antisemitischen Gedankengängen zu verfallen. Juden waren Menschen wie ich, unterschieden sich – wie etwa die Gebrüder Elb – weder geistig noch körperlich von uns.

Antisemitismus sah ich darum als das Ergebnis von Minderwertigkeitskomplexen an. Wer sich diesen oft recht begabten Juden nicht gewachsen fühlte, schob ihnen die Schuld am eigenen Versagen zu und haßte sie. So dachte ich, und so dachten alle, die noch klar denken konnten. Daß wir trotzdem nicht vom ersten Augenblick an gegen den Arierparagraphen des Beamtengesetzes Sturm liefen? Nun, es war schließlich Sache des Staates, welche Anforderungen er an seine Beamten stellte. Wenn er meinte, nur Leute »deutschen Blutes« dürften deutsche Beamten sein, dann war das zwar reichlich kurios, aber doch kein Grund zum Aufstand? Außerdem widerfuhr ja den Juden, außer daß sie den Staatsdienst quittieren mußten, nichts Schlimmes. Klug und gewandt, wie sie nun einmal waren, würden sie recht bald eine neue Position finden, die ihrem Können entsprach. Heute muß man urteilen: eine kurzsichtige, dumme, unmenschliche Haltung! Aber: Wer vermochte damals vorauszusehen, wohin dies alles noch führen könnte? Vom Rauch, der aus Verbrennungsöfen stieg, war damals nichts zu ahnen. Wir hätten jeden, der uns die »Endlösung der Judenfrage« in der Form, wie sie sich später vollzog, vorausgesagt hätte, für verrückt gehalten! Ich selber wurde zum ersten Mal nachdenklich, als vor den jüdischen Geschäften SA-Posten aufzogen mit Schildern: »Kauft nicht bei Juden!« Doch meine Gefühle waren nicht politisch oder ethisch begründet, sondern – wenn ich das einmal so ausdrücken darf – »sportlich«. Ich empfand dieses Vorgehen als unfair. Dementsprechend handelte ich, ging strammen Schrittes an dem SA-Mann vorbei in das Zigarrengeschäft von Löser und Wolff, um mir dort Zigaretten zu kaufen. Als ich wieder herauskam, wurde ich angepöbelt. Doch niemand wurde handgreiflich. Stolz erhobenen Hauptes ging ich davon und kam mir großartig vor. Mein

Protest hatte sich, das wurde mir allerdings bald klar, nicht gegen den Antisemitismus selbst gerichtet, sondern nur gegen die unsportliche Art, in der er praktiziert wurde.

Als ich Anfang September 1933 aus dem Arbeitsdienst in den Alltag zurückkehrte, hatten sich die Dinge zugespitzt. Man kämpfte um die Einführung des Arierparagraphen in der Kirche. Die DC hatten ihn in ihrem Programm schon längst festgeschrieben, die Jungreformatoren, die, soweit es die Reform der Kirche betraf, mit den DC durchaus einig waren, hatten gegen ihn theologische Bedenken geäußert. Jetzt aber ging es zur Sache. Die nach den letzten Kirchenwahlen braun gefärbte altpreußische Generalsynode nahm ein Beamtengesetz an, das die Entlassung aller Kirchenbeamten und Geistlichen bestimmte, die jüdischer Abstammung oder mit Juden verheiratet waren. Aus der Fülle von Bildern, die aus jenen Tagen noch in mir lebendig sind, hebt sich eins heraus: Mit den anderen Brüdern unseres Jahnkreises waren auch Lotte und ich nach Schöneberg gezogen, wo in der Kirche »Zum Heilsbronn« eine Protestversammlung gegen die Einführung des Arierparagraphen stattfand. Anlaß dieses Protestes war die Maßregelung des Superintendenten Görnandt (Potsdam). Er war zwangspensioniert worden, weil seine Frau jüdischer Abstammung war. Bei dieser Versammlung begegnete ich zum ersten Mal Männern, die im Kirchenkampf bald bekannt werden sollten: von Rabenau, dem Pfarrer der Kirche »Zum Heilsbronn«, Jacobi, Pfarrer an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche und – doch da bin ich in meiner Erinnerung nicht ganz sicher – Generalsuperintendent Dibelius.

Die offene Feldschlacht war entbrannt. Generalsuperintendenten wurden ihres Amtes ent-, Ludwig Müller zum Landesbischof der Altpreußischen Union erhoben. Der Arierparagraph erfuhr ein wechselhaftes Schicksal, mal galt er, ein paar Wochen wurde er außer Kraft, dann wieder in Kraft gesetzt. Am Ende wußte niemand zu sagen: Gilt er nun wieder, oder gilt er noch nicht?

Die Lage wurde immer unübersichtlicher, da der Kampf an mehreren Fronten zugleich entbrannte. Der Reichsjugendführer Baldur von Schirach kündigte in einer programmatischen Rede

die Auflösung aller Jugendverbände und ihre Eingliederung in die HJ an. Der Reibi und der ihm hörige Reichswart Stange machten nicht den Eindruck, diesem Eingriff der Partei Widerstand leisten zu wollen. Auch die Leitung der DC hatte nur lauwarmer Worte gefunden und abzuwiegeln versucht.

Der Lic. sah schwarz: Stange und die anderen Männer der Evangelischen Jugendbünde würden, wenn es hart auf hart komme, umkippen. Und dann bliebe nur eins: im Untergrund und notfalls illegal weiterzuarbeiten. Er sah uns an, daß solche Aussichten uns nicht gerade begeisterten. Doch er ersparte uns nichts. Ich vermag nicht mehr wortgetreu wiederzugeben, was er uns vortrug, doch in der Sache ging es um dies: Auch wenn unsere Kirchenfürsten – wie er sie titulierte – es nicht kapierten oder nicht kapierten wollten, in Wahrheit gehe es längst nicht mehr um einen internen Kirchenkampf, also um die Frage der kirchlichen Organisation. Das alles sei nur Verschleierung, Taktik. In Wirklichkeit sei es das Ziel der Nazis, die Kirchen überhaupt auszuschalten.

Wenn ich heute zurückdenke und mich zu erinnern suche, so komme ich immer wieder zu dem Schluß, daß Jahn unter allen, die ich kannte, der einzige war, der die Lage so extrem beurteilte. Selbst unsere Dahlemer Brüder sahen immer nur im »Reibi«, Hossenfelder und den DC unsere Gegner. Jedenfalls dürfte das auf jene Zeit, Herbst 33, zutreffen. Aus ehrlichem Herzen beteuerten sie unermüdlich, daß ihr Widerspruch sich nicht gegen den Staat richte, sondern einzig und allein gegen die Machtansprüche der DC und des Reibis. Nur bei Jahn habe ich, soweit ich mich erinnern kann, damals schon diese radikale Ansicht getroffen: Der Kampf geht nicht um die äußere Reform der Kirche, nicht um die Zusammenfassung der vielen Landeskirchen zu einer einheitlichen Reichskirche, nicht um die Frage, wer in dieser Reichskirche die Leitung habe. Nein, es geht um Sein oder Nichtsein der Kirche.

Ich habe nie herausfinden können, welcher politischen Partei Jahn vor der Machtübernahme angehört hat. Seine Verbindung zu dem jüdischen Psychologen Adler und seine Äußerungen bei aktuellen Anlässen ließen mich vermuten, daß er bei den Religiö-

sen Sozialisten beheimatet war. Mir gegenüber hat er nie einen Hehl daraus gemacht, daß sein Widerstand nicht nur kirchlich, sondern auch politisch begründet sei. Und als ich einmal darauf hinwies, daß ja auch er immer wieder nach außen hin betone, es gehe ihm nur und nur um den Kampf gegen die deutschchristlichen Übergriffe, da zuckte es über sein Gesicht: So müsse er doch reden! Andernfalls hätten sie ihn gleich am Kragen. Taktik sei es, wenn er Loyalität gegen den Staat beteuere, nichts als purer Selbsterhaltungswille. Mit dem nüchternen Blick des Oderbruchbauern sah er sehr früh, welche Saat da auf dem frisch umgebrochenen Boden aufging: der totale Staat. »Ein Volk, ein Reich, ein Führer!« Diese zugkräftige Parole war damals überall zu hören. Die DC ergänzten: »– und eine Kirche!« Der Lic. schüttelte den Kopf: Da irrt ihr euch! Und er dozierte im engsten Kreis: Eine Reichskirche? Wie denn, evangelisch oder katholisch? Geht beides nicht! Blicke also nur eine Staatskirche, wie sie Alfred Rosenberg oder dem Herrn Hauer vorschwebte.

Ich wußte, was er meinte. Spätestens im Herbst 33 war erkennbar geworden, daß die Partei eine neue Kampfgruppe in die Schlacht warf. Den DC war es trotz vollen Einsatzes aller Parteigliederungen nicht gelungen, die evangelische Kirche zu einer staatlichen Institution umzufunktionieren. Radikale Richtungen kamen jetzt nach vorn, bei der Sportpalastkundgebung am 13. November 1933 traten sie offen zum Kampf an. Der Berliner DC-Gaueobmann Krause ließ die Katze aus dem Sack. Scharf griff er die biblischen Grundlagen evangelischen Glaubens an. Die Forderungen, die er erhob, waren klar und eindeutig: Weg mit allen, die sich uns in den Weg stellen! Weg mit allem Jüdischen! Gottesdienst und kirchliches Bekenntnis müssen freigemacht werden von allen alttestamentlichen Bestandteilen und der jüdischen Lohnmoral. Ein artgemäßes Christentum muß her, in dem Christus als Held dargestellt wird, als Vorbild für den stolzen Menschen, der sich seinem Volk verpflichtet weiß. Der einzig wahre Gottesdienst ist der Dienst am Volke.

Diese Sportpalastrede des Herrn Krause hatte auch die verschlafenen Gemüter aufgeweckt. Selbst der Reibi erklärte zwei Tage darauf, daß er von dieser Rede abrücke und solche Irrlehren

nicht in seiner Reichskirche zulassen werde. Die Glaubensbewegung der DC erlebte eine Austrittswelle. Es schien, als habe die BK durch diese unbedachte Selbstoffenbarung des Herrn Krause unblutig eine Schlacht gewonnen.

Wieder einmal hatte ich Grund, mich über unseren Lic. zu wundern. »Weeßte, Sali, ich bin mir nicht sicher, ob das wirklich unbedacht dahergeredet war.« Und dann wies er mich auf eine Entwicklung hin, die ich – dort im Arbeitslager – nicht mitbekommen hatte: daß die DC sich in einem schweren Dilemma befänden, weil die Partei sich inzwischen für kirchlich neutral erklärt habe. Daß daher viele ihrer Mitglieder, die nur um der Partei willen den DC beigetreten seien, jetzt mit ihrem vorsichtigen Rückzug liebäugelten. Daß auf der anderen Seite die Anhänger der Deutschen Glaubensbewegung immer lauter forderten, man solle der christlichen Kirche völlig den Rücken kehren und eine Glaubensform anstreben, die sich auf germanische Urtradition und nordisch-heldische Lebensauffassung gründe. Diese Rede Krauses da im Sportpalast sei ein Versuch gewesen, eine Brücke von den DC hin zu den Deutschgläubigen zu schlagen. Gewiß, dieser Versuch sei fehlgeschlagen. Die Deutschgläubigen dächten nicht daran, sich von den DC vereinnahmen zu lassen. Und umgekehrt, die weniger radikal Gesonnenen unter den DC seien jetzt verschreckt, und nicht wenige verließen die Glaubensbewegung Deutsche Christen. Aber: Nachdem jetzt die Stellung der DC bröckele, werde die Deutsche Glaubensbewegung um so entschlossener danach trachten, sich in der Partei durchzusetzen.

Es muß im September 1933 gewesen sein, bald nach meinem Abschied aus dem nicht mehr freiwilligen Arbeitsdienst, als wir wieder einmal im kleinen Kreis zusammensaßen. Jahns Gesicht zuckte, wie immer, wenn er erregt war. Er habe von zuverlässigen Männern der Partei erfahren, daß Rosenbergs »Mythus« mehr und mehr in der Parteiführung an Sympathie gewönne. Besonders in der Reichsjugendführung und in der SS, der Schwarzen Garde, huldige man höheren Orts der Deutschen Glaubensbewegung. Diese Entwicklung sei weit gefährlicher als alle DC mitsamt ihrem Reibi. Er habe darüber schon mit Fritz Müller

gesprochen. Auch der sei der Meinung, wir müßten unbedingt diese Entwicklung im Auge behalten. Die schon erwähnten Gewährsleute seien bereit, geeignete Leute in die SS einzuschleusen. Doch sei es fraglich, ob sich jemand zu einem so heiklen Unternehmen bereitfinde. Die Hürde sei hoch, aber zu nehmen. Wer sich um den Eintritt in das Schwarze Korps bewerbe, müsse zwei sogenannte Paten finden, die für seine politische Zuverlässigkeit gutsagten. Besonders erschwerend sei, daß diese Paten eine Parteinummer unter 100000 haben müßten. Und am Ende habe der Bewerber dann noch die Rasseprüfung zu bestehen.

Jahn sah mich, als er all dies so ganz beiläufig erwähnte, nicht an. Doch ich hatte das Gefühl, er meine mich. Also platzte ich heraus: »Woher solche Paten nehmen?« In der Tat, ich kannte niemand, der zu diesen sogenannten alten Parteigenossen zählte, die das »Kuhauge«, das Goldene Parteiabzeichen, trugen. Jahn gab keine direkte Antwort, meinte nur, für die richtigen Paten würde Fritz Müller sorgen. Ich gab mir einen Ruck: »Wenn es sein muß, bin ich bereit.«

Schon tags darauf drückte mir Jahn einen Zettel in die Hand, auf dem zwei Telefonnummern standen. Unter beiden Nummern meldeten sich Dienststellen, die mich mit leitenden Beamten verbanden. Mit wenigen Worten wurden Termine vereinbart.

An den einen Paten kann ich mich nicht mehr erinnern, doch der Besuch bei dem anderen, der in Schmargendorf seinen Dienstsitz hatte, steht mir noch vor Augen: Das »Kuhauge« paßte so gar nicht zu dem jovialen Herrn, der mich liebenswürdig begrüßte und sich eine halbe Stunde lang angeregt mit mir unterhielt. Als er mich verabschiedete, überreichte er mir ein Papier, das er bereits für mich bereitgehalten hatte. Unter seinem Namen war eine Parteinummer unter 3000 angeführt. Ich war sprachlos. Der andere Pate, den Jahn mir vermittelte, hatte eine Parteinummer um 6000. Bemerkenswert fand ich, daß keiner der beiden Herren mich nach meiner politischen Überzeugung befragt hatte.

Tags darauf meldete ich mich beim Pionierzug der SS-Standard 3, an dessen Geschäftslokal Jahn mich verwiesen hatte. Als

ich dem Truppführer Keichel, der den Zug führte, meine Patenscheine übergab, verschlug es ihm die Sprache. Er staunte, woher ich diese alten PG nähme. Zusammen noch unter 10000! Ich zuckte die Schultern und erwiderte vieldeutig: »Geheimsache!« Keichel nahm das humorvoll auf, haute mir auf die Schulter und hieß mich willkommen. Sehr bald spürte ich, daß mir die Paten aus dem Kreis der Uralt-Parteigenossen den Dienst in der SS sehr viel leichter machten. Keichel, ein arbeitsloser Handwerks-geselle, sah in solchen Paten offensichtlich so etwas wie einen Glorienschein, der mein nordisches Haupt umschwebte.

Im Herbst 33 machte ich in diesem Pionierzug die infanteristische Grundausbildung und danach die des Pioniers durch. Doch von dem, was Jahn wissen wollte, vermochte ich vorerst nichts in Erfahrung zu bringen. Die Schulungsabende verliefen mit Lernen der Kampflieder und ewigem Herbeten des Parteiprogramms. Das konnte ich bald auswendig und fiel darum angenehm auf.

Die Kameraden? Ich muß den neugierigen Leser enttäuschen. Durchweg waren diese etwa vierzig Männer, die zu dem Pionierzug gehörten, achtbare und anständige Kerle. Der Umgangston war gepflegt, da Beamte und Akademiker das Klima bestimmten. Die schlichten Handwerker und Angestellten suchten sich dem Auftreten und der Ausdrucksweise der gebildeten Kameraden anzupassen. Unwillkürlich beseelte sie wohl das Gefühl, zur Elite des Führers zu gehören. Keinem von ihnen hätte ich zugetraut, was später von Trägern der schwarzen Uniform begangen worden ist. Ich erinnere mich, daß der Truppführer, als wir eines Sonntags unter Gesang von Kampfliedern durch Schöneberg marschierten, das Singen abbrechen ließ, weil wir uns einer Kirche näherten. Sein Verhalten bewies ganz unzweideutig, daß er den Gottesdienst nicht stören wollte.

Neuheidnische Tendenzen? Zum ersten Mal kamen sie bei der Weihnachtsfeier 1933 auf. Wir hatten einen Saal im Ratskeller Friedenau belegt. Es wurde ein »neutrales« Weihnachtslied gesungen: »O Tannenbaum«. Danach trat Heinz Rühmann auf und gab einen humorvollen, unpolitischen Sketch von sich. Auf Befragen erfuhr ich, daß man ihn über eine Agentur für

diesen Abend engagiert habe. Mit der SS selbst habe er nichts zu schaffen.

Rühmann hielt sich nicht länger als nötig auf, verabschiedete sich unter dem Vorwand, er habe noch weitere Verpflichtungen. Nun konnte es an die Bescherung gehen. Als der in gewohnter Weise ausstaffierte Weihnachtsmann mit dem Riesensack hereinstolperte, empfing ihn eine Gruppe mit lautem Geschrei: »Heil Julmann! Heil Julmann! Heil Julmann!« Ich hatte keine Ahnung, was ein Julmann sei, sah auch den Gesichtern der meisten Kameraden an, daß sie mit dem Ausdruck nichts anzufangen wußten. Julklapp! Davon hatte ich gelegentlich gehört, so nannte man in Kreisen, die auf altnordische Tradition hielten, die Weihnachtsbescherung. Jul schien etwas mit Sonnenwende zu tun zu haben. Aber Julmann? Unentwegt skandierten die dort drüben »Heil Julmann! Heil Julmann!«.

Mehr aus einem dumpfen Gefühl als aus klarer Überlegung heraus stimmte ich ein »Heil Weihnachtsmann!« an, in das fast alle, die in meiner Nähe saßen, lautstark einstimmten. Und unvermerkt teilte sich der sonst so geschlossen wirkende Pionierzug der SS-Standarte 3 in zwei Parteien, die einander zu überschreien suchten: »Heil Julmann!« »Heil Weihnachtsmann!« »Heil Julmann!« »Heil Weihnachtsmann!« Bis Truppführer Keichel, der verständnislos dem Geschrei zugehört hatte, der Sache ein Ende machte: »Aus! Wir kommen zum Verteilen der Geschenke!« Jäh hatte der Spuk ein Ende, das Führerprinzip bewährte sich wieder einmal.

Doch ich hatte ausreichend Gelegenheit gehabt, die Fronten zu erkennen. Klar war, daß die meisten nicht wußten, was da gespielt wurde. Klar war aber auch, daß Boye, der Stimmführer der Julmänner, es darauf abgesehen hatte, mich zu provozieren. Niemand hatte mich, als ich in die SS eintrat, nach meinem Beruf gefragt. Meine Auskunft »Student« hatte ihnen genügt. Doch ich hatte dann, als ich erst einmal dabei war, kein Hehl daraus gemacht, daß ich Theologe sei. Truppführer Keichel fühlte sich dadurch deutlich geehrt. Ich sah ihm an, was er dachte: Sieh an, nun haben wir außer Studienräten und Ministerialbeamten auch einen angehenden Pfarrer bei uns! Und eine Handvoll Kamera-

den gaben durch ihr Verhalten deutlich zu verstehen, daß sie zu mir hielten; Mauer etwa, ein Beamter im höheren Dienst, aber auch Scharführer Schindler. Schindler war ein stiller Mensch, ein Blondschoopf mit ruhigen, etwas verträumten Augen. Irgendwie mußte ich, wenn ich ihn ansah, an Walter Flex' Wanderer zwischen den Welten denken. Als ich das Riesenpaket, das der Weihnachtsmann mir überreicht hatte, auspackte, dachte ich, es würde irgendeinen mehr oder weniger geistlosen Scherzartikel enthalten, wie ihn die meisten anderen Pakete offenbarten. Um so größer mein Erstaunen, als nach Entfernen aller Papierhüllen ein tellergroßes Halbrelied aus Ton zutage kam, ein Christuskopf unter der Dornenkrone! Schindler errötete tatsächlich, als er mir gestand, er habe dieses Relief selbst modelliert und gebrannt. Daß er musisch tätig war, hatte ich gewußt, aber ein Christuskopf als – Julklapp?

Als ich Jahn über dieses seltsame Weihnachtsfest berichtete, war er weniger erstaunt, als ich erwartet hatte. »Siehste«, sagte er, »da ist noch alles drin, von latentem Christentum bis hin zu neugermanischem Heidentum!« Sein Gesicht zuckte wie so oft. »Wir müssen uns auf dem laufenden halten, damit uns die Entwicklung nicht überrascht.« »Nur ist dafür ein Pionierzug nicht die richtige Stelle!« gab ich zu bedenken. Es entsprach der Wesensart Jahns, solchen Überlegungen alsbald Taten folgen zu lassen. Schon ein paar Tage später erwähnte er beiläufig, da werde gerade eine neue SS-Standarte 75 aufgestellt. Zu deren Stabe gehöre auch ein Nachrichtenzug. Und dann ließ er die Katze aus dem Sack: Das sei ja dann wohl der rechte Platz für mich.

Ich habe nie erfahren, woher er seine Intimkenntnisse über parteiinterne Vorgänge bezog. Sobald ich fragte, erhielt ich die stereotype Antwort, je weniger ich wisse, desto besser sei es für mich. Aus bestimmten Beobachtungen glaubte ich aber schließen zu dürfen, daß Fritz Müller die geheime Schaltstelle war.

Bald darauf wurde ich vom Pionierzug 3 zum Nachrichtenzug 75 versetzt. Als ich mich dort bei dem Sturmführer Meese zum Dienst meldete, war der offenbar schon über mich informiert.

Bei den Pionieren war Knochenarbeit gefordert worden, jetzt im Nachrichtenzug saß ich plötzlich wieder auf der Schulbank. Ein Intensivkurs jagte den andern: Maschineschreiben nach dem Zehnfingersystem beim Takt von Schallplattenmusik, Lehrkurs am Fernschreibgerät, danach Ausbildung im Funken und Morsen, mal im Senden, dann wieder im Aufnehmen. Eiserne Konzentration war erforderlich, um mitzukommen. Mancher schaffte es nicht und wurde zu den handwerklichen Diensten wie Strippenziehen oder Funkmastaufrichten abgestellt.

War ich im Pionierzug vielen dieser »nordischen« Typen wegen meines sportlichen Trainings als Ruderer, Langstreckler und Judokämpfer überlegen, so zahlte sich bei der Funkerausbildung meine geistige Schulung in Gymnasium und Universität aus.

Wirklich interessant wurde es, als ich nach abgeschlossener Ausbildung Meldungen in die Hand bekam, die uns in die weltanschauliche Entwicklung der Partei Einblicke gewährten. Da mein Gedächtnis gut war, brauchte ich mir keine verräterischen Notizen zu machen, sondern konnte Jahn mündlich und doch sinngetreu melden, was sich da abzuzeichnen begann.

In der ersten Hälfte dieses Jahres 1934 fand ich kaum Zeit, mich mit meinem Studium zu befassen. Ich hatte zwar eine Reihe Vorlesungen belegt, kam aber allenfalls zum An- und Abtestieren in die Uni. Mit Mühe und Not zog ich zwei Seminare durch, eins bei Lütgert, das andere bei Mahling. Warum ich die Vorlesungen schwänzte? Ganz einfach, weil ich unweigerlich eingeschlafen wäre. Bis nach Mitternacht war ich in diesen Monaten für die sich formierende BK (Bekennende Kirche) tätig. Bei Jahn wurde ich nicht benötigt, da er über Kurt Aland, Hansi Krüger und Rudi Belan verfügte. Aber in der Geheimdruckerei unserer BK war immer Not am Mann. Die Großauflagen wie etwa die Liturgischen Blätter, die Predigtmeditationen, die Bekanntmachungen oder Mitteilungen an die Gemeinden wurden bei der Druckerei Eisemann in der Feuerbachstraße gedruckt – und oft genug beschlagnahmt. Für den Druck der streng vertraulichen Mitteilungen an die Notbundpfarrer, die Fürbittenlisten für die verhafteten Brüder und die BK-eigenen Kollektenpläne wurde eine

064 Telegramm

Deutsche Reichspost



aus berlin 61/57 2120 =

Sporn

Aufgebotsnummer 67 vom 7/1 2133 <i>WWS</i>	an h. herrn reichsbischof mueller berlin	
Haupttelegraphenamt Berlin <i>WWS</i>	Reichliche Regierung Eing.-8 JAN 1934 Auf. RB <i>RB</i>	Brieffelegramm

sandten soeben folgendes telegramm an den herrn reichspräsidenten
 mehrere hundert bekennnistreue gemeindemitglieder lukasgemeinde
 steglitz fuehlen sich als nationalsozialistische staatsbuenger
 verletzt und als evangelische christen beunruhigt durch letzte
 verordnung des reichsbischofs vom 4/1. 34 und lehnen verantwor-
 tung fuer die vom reichsbischof einleitend gekennzeichneten
 misstaende in der evangelischen kirche ab = *WWS*
 freude kummer thamer kittel *WWS* *16.1.1934*
505 *zu den Alten*

Dieses Telegramm vom 7. 1. 1934 [aus Klaus Scholder, »Die Kirchen und das Dritte Reich«, Band 2, Seite 35] wurde von Mitgliedern unserer Lukas-Kirchengemeinde Berlin-Steglitz abgesandt. Unter den Unterzeichnern finden sich auch die Namen der beiden späteren Bruderratsmitglieder Dr. Kummer und Frau Thamer.

Geheimdruckerei benötigt, die der Gestapo verborgen blieb. Im Keller der Villa Dr. Kummer, in der Plantagenstraße zu Steglitz, wurde diese geheime Druckerei eingerichtet. Die Druckerpresse war ein vorsintflutliches Gerät von abenteuerlichem Aussehen. Der Bleisatz wurde von Hand besorgt, Zeile für Zeile eingerichtet, Druckerschwärze mit einer Handwalze aufgetragen und dann der lange Hebel der Presse mit Brachialgewalt heruntergedrückt. Hatte man den Dreh erst einmal richtig heraus, dann ergaben sich recht saubere Abzüge. Da das Bedienen der Presse Körperkraft erforderte, war ich an dieser Stelle gern gesehen. Den Satz besorgte Dr. Kummers hübsches Töchterlein, beim Einschwärzen der Druckplatte, beim Legen und Falten der Abzüge waren ein paar getreue Studenten tätig. Brix, Tillich und Klapproth sind mir noch in Erinnerung.

Der letzte Arbeitsgang lag bei mir, der letzte und gefährlichste, nämlich das Versenden. Wir hätten uns zu schnell verraten, wenn wir unsere Sendungen den nächstbesten Briefkästen anvertraut hätten. Um den Druckort geheimzuhalten, war es notwendig, die Briefe in fernegelegene Briefkästen einzuwerfen. Und da war ich dann nächtens auf dem Rade unterwegs, in SS-Uniform, den Roßfelltornister auf dem Rücken. Doch der enthielt keine eiserne Ration, auch keine Backsteine wie bei einem Gepäckmarsch. Er war vielmehr vollgestopft mit den Drucksachen, die wir in Dr. Kummers Keller hergestellt, kuvertiert und frankiert hatten. Wenn ich heute zurückdenke an jene Wochen und Monate, dann rieselt es mir eiskalt über den Rücken. Ein SS-Mann als Kurier der BK nachts unterwegs! Es bedarf keiner Phantasie, sich auszumalen, was mir widerfahren wäre, wenn man mich gefaßt hätte.

Doch ich war nicht der einzige, der in jenen Tagen ein Doppelleben führte. Meinem Bruder Paul ging es nicht anders. Auch er hatte, als der Reichsarbeitsdienst den Freiwilligen Arbeitsdienst übernommen hatte, das Lager Hohedüne verlassen. Wieder bei Mutti daheim in Steglitz, blieb er arbeitslos. Also setzte er sich in unserer kirchlichen Jugendarbeit ein, gründete und leitete in Teltow eine Jungen- und Jungmannengruppe. Als diese – ich werde darüber noch berichten – per ordre de Mufti in die Hitlerjugend überführt wurde, fand sich Paul als Jungzugführer wider Willen bei der Hitlerjugend wieder. Hier wurde der damalige Oberbannführer Steinacker auf ihn aufmerksam und nahm ihn als Adjutanten zu sich in die Bannführung.

Zur gleichen Zeit hatte Paul durch mich aber auch Verbindung zu Fritz Müller in Dahlem gefunden und war bei diesem als »Volontär« tätig geworden. Bei Fritz Müller liefen die organisatorischen Fäden der BK zusammen. Wollte man Martin Niemöller als die Gallionsfigur des Pfarrernotbundes bezeichnen, so könnte man in Fritz Müller die Graue Eminenz sehen, die hinter den Kulissen ihre Fäden spannt. Jedenfalls habe ich das damals so gesehen und damit wohl nicht ganz falsch gelegen. Im Büro Fritz Müllers also war mein Bruder als Laufbursche, Kurier und Geldbote tätig. War irgendwo in der Provinz ein Pfarrer seines



Amtes enthoben und seiner Bezüge verlustig erklärt, so war schon Paul Salomon als Geldbriefträger unterwegs, um mit Spendengeldern der BK hungrige Mäuler zu stopfen. Die Parteiorgane pflegten Geld, das postalisch oder über die Bank überwiesen wurde, kurzerhand zu beschlagnahmen. Den Geldbriefträger Paul aber haben sie nie entdeckt. Er war zu unauffällig, dieser junge Mann mit dem Milchgesicht und den kurzen Hosen.

Von ihm empfing die Zentrale in Dahlem zuverlässige Nachrichten über die ideologische Entwicklung innerhalb der HJ-Führung. Es ist mir noch heute unerfindlich, warum die HJ nie erfahren hat, daß Paul in der Dahlemer BK-Zentrale ein und ausging. Vielleicht arbeitete der staatliche Geheimdienst in jenen Anfangsjahren noch nicht so zuverlässig wie später. Dies mag auch der Grund gewesen sein, weshalb unsere Geheimdruckerei bei Dr. Kummer nicht entdeckt wurde. Schließlich war Dr. Kummer der Vorsitzende unseres Bruderrates in Steglitz. Und daß da in seiner Villa ein nächtliches Kommen und Gehen sich abspielte, konnte zumindest den Nachbarn auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Schließlich waren wir alle ja nur Amateure auf dem Gebiet der Konspiration und den Profis der Gestapo auf allen Gebieten hoffnungslos unterlegen.

Da mich der Dienst in der SS und zugleich bei der BK voll beanspruchte, kam ich in jenen Monaten kaum dazu, mich in der Jugendarbeit zu betätigen. Die Eingliederung der Evangelischen Jugend in die HJ lief an mir vorüber. An dem großen Aufmarsch vor dem Dom, der Parade vor dem Reibi und all dem, was die Eingliederung an Querelen mit sich brachte, war ich nicht beteiligt. Ich hatte weder die Zeit noch die Kraft, mich auch auf diesem Schlachtfeld noch einzusetzen.

In jene Zeit fällt eine Begebenheit, die mir heute noch eine Gänsehaut über den Rücken rieseln läßt. Wieder einmal war ich in SS-Uniform als Kurier unterwegs. Vor dem Pfarrhaus an der Dahlemer Annenkirche stellte ich mein Rad am Gartenzaun ab, ging im Dunkeln zur Haustür und klopfte wie gewohnt an. Die Tür öffnete sich, ich tappte vorsichtig in den Flur, hörte, wie hinter mir die Haustür geschlossen wurde und im gleichen Augenblick sich die Tür zum Amtszimmer öffnete. Im Licht-

B e s c h e i n i g u n g .
=====

Herr Pfarrer Alfred S a l o m o n ist mir seit langen Jahren genau bekannt. Er war anfangs der 30er Jahre als Student und später als Vikar in Steglitz. Von Anfang des Kirchenkampfes an hat er eine ganz eindeutige, entschiedene Haltung eingenommen. Er war uns ein sehr wertvoller Mitarbeiter in der Herstellung geheimer Flugblätter der Bekennenden Kirche, Kurierdiensten nach Dahlem und anderswohin. Während der kurzen Zeit seiner Zugehörigkeit zur SS hat er durch seine Uniform getarnt diese Dienste besonders gut leisten können. Auch unter seinen Kameraden und in der Jugendarbeit der Gemeinde ist er stets für die Bekennende Kirche eingetreten.

Berlin-Steglitz, den 19. Juni 1946.
Rothenburgstr. 32. I.

Leo Niemöller



Pfarrer.

schein, der aus dieser Tür in den noch immer dunklen Flur fiel, sah ich vor mir eine Gestalt in schwarzer SS-Uniform. Alles verraten! schoß es mir durch den Sinn. Jetzt haben sie dich! »Nun kommt doch endlich herein!« erklang Niemöllers Stimme. Benommen taumelte ich ins Licht, erkannte in dem Schwarzen den SS-Truppführer Schiller! Er gehörte zu einer anderen SS-Einheit als ich, doch bei Übungen war er mir schon begegnet. Ich hatte ihn, zumal er schon Truppführer war, für einen eifrigen Parteimann gehalten. Und jetzt stand er mir hier in Niemöllers Amtszimmer gegenüber? Mir schien, daß er nicht weniger erschrocken war als ich. »Wie?« lachte Niemöller. »Ihr kennt euch noch nicht?« »Doch, doch!« stottere ich. »Aber –« »Na, dann darf ich euch miteinander bekanntmachen: Bruder Salomon aus Steglitz und Bruder Schiller, der in der Apologetischen Zentrale tätig ist.« Erleichtert schüttelte ich Schiller die Hand. Wie hätte ich auch ahnen können, daß er einer der Unseren war.

Ich bin Schiller nicht wieder begegnet, da ich ja zu einer anderen Standarte versetzt wurde. Er mag einige Jahre älter als

ich gewesen sein, war wohl schon Kandidat, Vikar oder auch schon Hilfsprediger damals. Nach dem Krieg habe ich mich bemüht, zu ihm wie zu so manchem alten Bruder aus jenen Tagen wieder Verbindung aufzunehmen. Ich habe ihn aber nicht ausfindig machen können. Ob er, wie so viele andere von uns, nicht aus dem Kriege heimgekommen ist?

Es war Ende Januar 34. Wie üblich suchte ich unseren Lic. am frühen Vormittag zur »Audienz« auf, wie wir Jungen diese Routinebesuche nannten. Ich fand ihn ungewöhnlich erregt. Auch Kurt Aland, der schon bei ihm war, machte einen wütenden Eindruck. Im ersten Augenblick dachte ich, diese beiden hätten sich gestritten. Doch dann brach es aus Jahn heraus: »Da haben wir den Salat! Daß dieser Bruder Martin auch nicht den Schnabel halten kann. Nun ist der Karren so in den Dreck gefahren, daß man Mühe haben wird, ihn wieder flott zu bekommen.« Nach und nach bekam ich heraus, daß der Empfang der Kirchenführer bei Hitler, auf den man große Erwartungen gesetzt hatte, mit einer maßlosen Blamage angefangen und mit einer glatten Niederlage geendet habe. Die Kirchenfürsten seien, als sie sich zu Hitler begaben, ihrer Sache ziemlich sicher gewesen, weil sie beim Reichspräsidenten von Hindenburg gut vorgearbeitet hatten. Doch schon nach den ersten Worten sei Göring vorgetreten und habe ein Telefongespräch zum besten gegeben, das Niemöller mit Künneth, dem Leiter der Apologetischen Zentrale, geführt hatte. Und das von der Gestapo abgehört worden war! In diesem Gespräch habe Niemöller gesagt, es werde alles glatt laufen, da Hindenburg soeben »dem Führer die letzte Ölung verpaßt« habe.

»Und was hat Niemöller dazu gesagt?« platzte ich heraus. Ich fühlte mich fast erleichtert, als ich erfuhr, daß Niemöller sich zu diesem Gespräch bekannt habe. Es lag wohl an meinem jugendlichen Temperament, daß ich die kirchenpolitischen Folgen dieses Eklats weniger fürchtete als »Feigheit vor dem Feind«. Jahn sah das natürlich anders, Kurt bestimmt auch. Dunkel erinnere ich mich, daß Jahn mich gehörig abkanzelte, was sonst gar nicht seine Art war. Er muß eben ungewöhnlich erregt gewesen sein. Hitler sei sofort zum offenen Angriff übergegangen.

Hc. Ernst Jahn
Pfarrer an der Lukaskirche
zu Berlin-Steglitz

Berlin-Steglitz, den 18. April 1946
Friedrichruher Straße 6a
Fernruf: 24 34 52

Pfarramtliches Zeugnis.

Herr Pastor Alfred S a l o m o n, zur Zeit Frieden/Leine, ist mir seit Jahren wohlbekannt. Manche Daten und Einzelheiten seines Lebenslaufes kann ich nicht genau angeben, da mir zur Zeit die aktenmäßigen Unterlagen fehlen. Meine Angaben sind nach der Erinnerung zusammengestellt, die mir sehr lebendig ist, da er mir in den Kampffahren der Bekennenden Kirche nahegestanden hat.

Er ist in der Kirchengemeinde Berlin-Steglitz aufgewachsen und war mit ihr seit jeher eng verbunden. Im Jahre 1934 wurde er mir als bekenntniskirchlicher Vikar zugeteilt. Im Jahre 1935 wurde er unter Mitwirkung des Bruderrates der Kirchenprovinz Berlin für das Berliner "evangelische Jungmännerwerk" eingesetzt, das unter meiner geistlichen Leitung stand und besondere Förderung durch Pfarrer Fritz Müller-Dahlem erhielt, Mitglied des Rates der preußischen Bekennenden Kirche, dem auf Grund seiner entschiedenen bekenntniskirchlichen Haltung bekanntlich das Pfarramt in Dahlem genommen wurde. Gegen das Jungmännerwerk richteten sich in den Jahren 1934 bis 1936 starke Angriffe der deutsch-christlichen Arieise, die durch die Gestapo unterstützt wurden. Mit großem Mut und unerschütterlicher Ausdauer kämpfte Pastor Salomon gegen diese deutschchristlich-nationalsozialistischen Widerstände an, bis er im Jahre 1936 auf Grund seiner bekenntniskirchlichen Haltung aus seiner Stellung rechtswidrig entfernt wurde. Schon vorher hatte er sich gegen die Eingliederung der "evangelischen Jugend" ⁱⁿ ~~gegen~~ die Hitlerjugend aufgelehnt. In diesem Sinn wirkte er besonders auf die Berliner Arbeiterjugend ein. Wegen seiner vorbildlichen kirchlichen Haltung wurde er trotz seiner Jugend in den Bruderrat der Bekennenden Gemeinde der Steglitzer Lukas-Kirche gewählt.

Pastor Salomon gehörte in den Kampfjahren zu den jungen Akti-
visten der Bekennenden Kirche. So erklärt sich seine kurze Zuge-
hörigkeit zur SS, über die er sich bei Pfarrer Müller-Dahlem und
bei mir seelsorgerlich ausgesprochen ~~ausgesprochen~~ ^{heraus} hat. Er tat
diesen Schritt aus der Empfindung der religiösen Verpflichtung
und der missionarischen Verantwortung ^{heraus} um dort den jungen Männern
das Evangelium zu verkünden und Rosenbergs Mythos zu bekämpfen.
Er erzählte von dem wachsenden kirchenfeindlichen Geist, der sich
dort breitmache und von den inneren Konflikten, die er von Tag
zu Tag stärker empfand. Seine Haltung ist der Haltung des be-
kannnten bayerischen Bekenntnispfarrers Putz zu vergleichen. Die
SS schloß sehr bald Pastor Salomon auf Grund seiner religiösen Hal-
tung aus. Zur NSDAP hat er nie gehört.

Ich erwähne noch, daß damals aus deutsch-christlichen Krä-
sen eine schriftliche Denunziation des Inhaltes erfolgte, daß
Salomon in den NS-Gliederungen gegen Hitler agitiere und als Staats-
feind zu betrachten sei. Durch treue Gemeindeglieder erhielt ich
Kenntnis von dieser Denunziation. Sie ist vernichtet worden.
Sonst wäre Pastor Salomon zu mindesten in ein Konzentrationsla-
ger gekommen. Von diesem Sachverhalt mache ich hier zum ersten
Male Mitteilung. Ich habe ihn zur Zeit des Dritten Reiches Pastor
Salomon nicht mitgeteilt, um ihn nicht zu beunruhigen. Ich halte
es jetzt aber für notwendig, auf dieses Faktum hinzuweisen.

Nach Ablegung seiner zweiten Prüfung bei der Bekennenden
Kirche wirkte Pastor Salomon in Frankfurt/Oder und in Treplin.
Aus der Zeit des Kirchenkampfes ist er der Berliner Arbeiterju-
gend noch heute in Erinnerung.



Lit. Ernst Faber.

Anmerkung:

An Jahns Zeugnis läßt sich nachweisen, wie problematisch »Oral History« sein kann. Obwohl seit den beschriebenen Ereignissen erst zehn Jahre verstrichen sind, irrt Jahn mehrfach, weil ihm die Akten nicht vorliegen.

1. Er meint, ich sei erst 1935 Gauwart im Ostdeutschen Jungmännerwerk geworden. Richtig ist, daß ich bereits ein Jahr vor meinem ersten Examen, also 1934, Gauwart war.

2. Umgekehrt habe ich mein erstes Examen nicht, wie Jahn schreibt, 1934 gemacht, sondern erst 1935. Danach wurde ich ihm als Lehrvikar zugeteilt.

3. Ich bin nicht, wie Jahn hier schreibt, nach meinem zweiten Examen nach Frankfurt eingewiesen worden, vielmehr als Hilfsdienstpflichtiger über ein Jahr lang noch vom Bruderrat mit der Jungmännerarbeit in Berlin beauftragt gewesen. Erst im Spätsommer 1938 wurde ich nach Frankfurt versetzt.

Alle diese Irrtümer lassen sich aus Dokumenten (Zeugnissen, Einweisung als Hilfsdienstprediger usw.) belegen. Nicht belegbar ist ein weiterer Erinnerungsfehler Jahns. Er meint, ich sei in die SS eingetreten, um dort das Evangelium zu verkünden und den Rosenbergschen »Mythus« zu bekämpfen. Richtig ist, daß Jahn und Fritz Müller von mir Informationen über die ideologische Entwicklung erwarteten.

Aus der Natur der Sache folgt, daß diese Gespräche nicht dokumentarisch zu belegen sind. Ich kann nur guten Gewissens bezeugen, daß der Gedanke, in die SS einzutreten, nicht von mir kam. Beide SS-»Paten« wurden mir von Jahn angegeben. Ich hatte diese Männer nie zuvor gesehen, habe sie auch später nie wieder getroffen. Jahn teilte mir auch mit, bei welcher Truppe ich mich zu melden hätte.

Zeugnis.

=====

Pastor Alfred Salomon jetzt in Freden a.d. Leine (20), Winzenburgerstr. 43 ist mir aus den Jahren des Kirchenkampfes bekannt. Er hat sich nach meiner Erinnerung damals inmitten einer Schar junger Theologen im Mitteilungsdienst der Bekennenden Kirche eingesetzt und gehörte mit zu den ersten jungen Menschen, die sich mir zur Verfügung stellten. Später habe ich ihn zwar persönlich aus den Augen verloren, weil meine Tätigkeit immer umfangreicher wurde und ich viel auf Reisen sein musste. - Ich kann aber das Zeugnis von Herrn Pfarrer Lic. Ernst Jahn in Berlin-Steglitz, Friedrichsruherstr. 6a für Herrn Pastor Alfred Salomon meinerseits als absolut zuverlässig, vollinhaltlich bestätigen. Pfarrer Lic. Ernst Jahn ist mir seit vielen Jahren bekannt und befreundet.



D. Martin Niemöller

(Pfarrer D. Martin Niemöller ED., DD.)

Bad Nauheim/Hessen, den 4. Oktober 1946

Anmerkung:

Wie Niemöllers Postkarte (S. 102) zeigt, hatten wir noch bis Ende 1937 Verbindung miteinander. Daß sie danach abriß, lag daran, daß sich Bruder Niemöller »auf Reisen«, nämlich im Konzentrationslager befand.

gen. Und die Herren Kirchenführer hätten notgedrungen klein beigegeben. Was aber das Schlimmste sei: Unweigerlich werde diese Geschwätzigkeit Niemöllers für die BK verheerende Folgen haben.

»Wie konnte er denn wissen, daß sein Telefon abgehört wird?« versuchte ich abzulenken. Jahn gab zu, daß man mit solchem Eingriff in die Privatsphäre nicht gerechnet habe. »Und wie sieht es bei uns aus?« warf ich ein. Kurt griff hinter sich und hielt mir den Kabelstecker des Telefons entgegen. Er hatte rasch »geschaltet«, abgezogen. Von diesem Tag an wurde über Telefon nichts mehr besprochen, was für die Partei hätte interessant sein

können. Eine Art Codesprache entwickelte sich, oder Kuriere wurden losgeschickt, die mündliche Nachrichten weitergaben.

Jahn behielt wieder einmal recht. Die Kirchenfürsten der milderen Gangart distanzieren sich von den Dahlemern. Der Reibi hatte eine Schlacht gewonnen, der harte Flügel der BK stand vor der Öffentlichkeit als eine Gruppe von politischen Verschwörern da. Einer der süddeutschen Bischöfe bezeichnete Niemöllers Ausdrucksweise als Seemannssprache. Ich gebe zu, er hatte nicht ganz unrecht. Wenn Bruder Martin mit uns Jungen allein war, pflegte er sich keinen Zwang aufzuerlegen. Da fiel er leicht wieder in den alten Jargon des U-Bootkommandanten zurück. Eins seiner bildhaften Bonmots habe ich selber erlebt. Sein Buch »Vom U-Boot zur Kanzel« erlebte eine Auflage nach der anderen. Schon fuhr Niemöller einen »Adler«, den er sich vom Honorar seines Buches erstanden hatte. Wir nannten dieses Auto salopp »Martins Bekenntnis-Adler«. Damals witzelte Bruder Martin vor uns, als wir im kleinen Kreise zusammen waren: »Es läßt den Reibi nicht ruhen, daß mein Buch so erfolgreich ist. Nun will auch er unter die Buchschreiber gehen.« Kunstpause. »Er hat auch schon den Titel für sein Buch parat.« Niemöller zögerte, bis wir alle ihn erwartungsvoll ansahen. »Also: Ich habe geschrieben ›Vom U-Boot zur Kanzel‹, der Reibi schreibt jetzt ›Vom kleinen Kirchenlicht zum großen Armleuchter!‹«

Allzumenschlich? Für mich war so etwas ein Trost. Dieser Mann, zu dem wir in wirklicher Verehrung aufblickten, war eben auch nur ein Mensch und kein Heiliger. Und er hatte, wie jeder, auch seine persönliche Vergangenheit, die ihm anhing. Die kaiserliche Kriegsflagge der Marine, die beiden Kartuschen, die ihm als Papierkörbe dienten, letzte Erinnerung an das Geschütz, das auf dem Deck seines U-Bootes gestanden hatte, und natürlich auch diese naßforsche Seemannssprache, das alles gehörte zu ihm, machte ihn auch als Mensch so liebenswert.

»Morgen ist eine rasseärztliche Untersuchung angesetzt«, verkündete Sturmführer Meese. »Also in sauber gewaschenem Zustand antreten!« Schon wieder Rasseuntersuchung? So etwas hatten wir doch schon bei unserem Eintritt in die Führergarde

erlebt. Diesmal ging es, wie ich bald merkte, um mehr, um Höheres!

Jeder wurde exakt mit allen körperlichen Daten aufgenommen: Farbe der Haare und Augen, Größe, Länge der Beine, Fußform, Brustumfang, Entwicklung der Muskulatur, Bewegungsabläufe beim Gehen, Laufen, Springen. Drei SS-Ärzte besorgten das, blonde Nordmantypen »mit lichtem Haar und hellen Augen«. Auf dem Ärmel trugen sie die Odalsrunen als Zeichen, daß sie dem Rasse-Hauptamt, oder wie dieses Institut hieß, angehörten. Sie kamen sich ungemein wichtig vor, trugen sie doch die ungeheure Verantwortung für das, was da aus der nordischen Rasse einmal werden sollte. Denn das stellte sich bald als Ziel dieses Unternehmens heraus: Es ging darum, so etwas wie einen Zuchtstamm nordischer Rasse herauszuzüchten. Eine entsprechende Zuchtwahl sollte dann später auch mit Angehörigen weiblichen Geschlechts erfolgen.

Ankörung von Zuchtbullen für das nordische Herdbuch! Ich war bedient. Wenn das wirklich so lief, wie diese Herren sich das vorstellten, dann »Lottchen adel!«. Die war nämlich keineswegs eine nordische Brunhilde, sondern eher eine rheinische Woglinde mit dunklen Haaren und vollen Formen. Doch jetzt hieß es einstweilen gute Miene zum bitterbösen Spiel machen. Offenbar schien ich den Herren Körmeistern zu gefallen. Sie ließen mich traben, vorwärts und rückwärts, besahen mich von allen Seiten und steckten die Köpfe zusammen. Endlich ließ einer die Katze aus dem Sack: »Mann, Sie sind rein nordisch, na ja, mit einem leichten fälischen Einschlag«, ich nahm meine nackten Hacken zusammen und mimte Aufmerksamkeit. »Aber – Mensch, wie kommen Sie zu diesem jüdischen Namen?« »Mein Vater hieß so!« platzte ich heraus, und mit einem Schlage wich der zukunfts Schwangere Ernst, der geherrscht hatte, dröhnendem Gelächter. »Mann, Sie haben sogar Humor?« »Und auf den Mund gefallen ist er auch nicht«, setzte der andere hinzu. Der dritte aber fragte: »Beruf?« »Student.« Sie horchten interessiert auf. »Welche Fakultät?« »Theologie!« Die Gesichter! Wie dunkle Schleier fiel es auf die eben noch so strahlenden Nordlichter. Sie fragten nicht weiter, ließen mich wortlos stehen. Mir war's recht.

Als ich Jahn über diese »Zuchtbullenmusterung« Bericht erstattete, vermißte ich das sonst übliche »Siehste!«. Er schwieg lange, endlich meinte er, daß die schon so weit planten, gebe ihm zu denken. Dann: Die wüßten so gut wie wir, daß zum Körper auch Geist und Seele gehörten. Und wenn die tatsächlich darauf aus seien, den – wie sie ihn nennen – nordischen Menschen zu züchten, dann wüßten sie auch, daß sie dabei zugleich vor einer geistigen Aufgabe stünden. Zur nordischen Rasse gehöre nun einmal auch ein nordischer Geist. Und der werde am sichersten in einer nordischen Glaubensbewegung herangezogen!

Jahre später, als ich von »Jungborn« und ähnlichen Unternehmen hörte, als hin und her im Lande nordische Kultstätten entstanden, geweiht unter freiem, deutschen Himmel beim lodernenden Sonnwendfeuer der Mittsommernacht, als die Geister der Altvorderen beschworen wurden, ihre Mannestreue, ihre Berserkerkraft und ihr Todesmut – da fielen mir Jahns prophetische Worte wieder ein. Er hatte – wieder einmal – weit vorausgesehen.

Meine Lage wurde von Tag zu Tag heikler. Schon im Herbst 1933 hatte der Pfarrernotbund einen »Bruderrat« gewählt, der sich im Frühjahr 1934 als »Bruderrat der Bekenntnissynode« konsolidierte. Diesem Reichsbruderrat, wie er bald allgemein genannt wurde, gehörten unter anderen auch Martin Niemöller und Gerhard Jacobi an. Nun begann man auch in den bedrängten Gemeinden Bruderräte zu bilden. Ich kann nicht mehr sagen, wann der Steglitzer Bruderrat zum ersten Mal zusammentrat. Es muß aber bald nach dem von der Gestapo abgehörten Telefonat Niemöllers gewesen sein. Ich war zwar erst Student und bei weitem der Jüngste in diesem Kreis, doch man wählte mich in den Bruderrat der Steglitzer Lukaskirche. Niemand nahm Anstoß daran, daß ich in der SS inzwischen zum »Rottenführer« befördert worden war. Den Vorsitz im Bruderrat führte Dr. Kummer, ein Chemiker, wenn mich meine Erinnerung nicht trügt. Mitglieder waren Lic. Jahn, Konrektor Ebeling – der Vater von Gerhard Ebeling – und Frau Thamer. An die Namen der anderen kann ich mich nicht erinnern. Ich war bestimmt der einzige SS-Mann, den man jemals in einen Bruderrat gewählt hatte. Ich war

auf diese Ausnahmestellung keineswegs stolz, fühlte mich vielmehr äußerst exponiert. Die Folgen für mich waren nicht abzusehen, wenn die Partei auf mein Doppelspiel aufmerksam wurde. Zu meinem Glück fanden die Sitzungen des Bruderrates unter Ausschluß der Öffentlichkeit in aller Stille statt. So dauerte es noch Monate, bis mir die DC auf die Schliche kamen und mich bei der Partei denunzierten. Doch noch war es nicht soweit. In Barmen war Ende Mai 34 die Bekenntnissynode zusammengetreten und hatte die »Theologische Erklärung« beschlossen, die der BK die Richtung wies. Was da an positiven Aussagen in diesen Thesen enthalten war, bedurfte unter uns keiner Diskussion. Christus allein! Das war schon immer Grundlage unseres Glaubens und Handelns gewesen. Aufhorchen ließen die jeweils gezogenen »Verwerfungen«: »Wir verwerfen die falsche Lehre, als gebe es Bereiche unseres Lebens, in denen wir nicht Christus, sondern anderen Herren zu eigen wären... Wir verwerfen die falsche Lehre, als dürfe die Kirche die Gestalt ihrer Botschaft und ihrer Ordnung ihrem Belieben oder dem Wechsel der jeweils herrschenden weltanschaulichen und politischen Überzeugungen überlassen... Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und dürfe sich die Kirche abseits von ihrem Dienst besondere, mit Herrschaftsbefugnissen ausgestattete Führer geben oder geben lassen.«

Das waren klare Worte. Und sie wurden auch so empfunden, von den Gemeinden der BK und von den DC, vor allem aber auch von den Organen der Partei. Jetzt schienen die Fronten klar. Die BK stand als Hort der Reaktion da. Eine Sicht, die aber nur teilweise stimmte. Auf uns »Dahlemiten« traf sie zu, doch auf die sogenannten »intakten« Landeskirchen keineswegs. Dort gab es nur zögerliche Zustimmung zu der Barmer Erklärung, hier und da sogar theologische Kritik.

Mich kümmerte das nicht, ich hatte andere Sorgen. Eben war uns der Wortlaut der Barmer Erklärung bekanntgeworden, da trat ein Ereignis ein, das mich bis ins Innerste bewegen sollte.

Ich hatte eine unruhige Nacht hinter mir, war wieder einmal als Kurier unterwegs gewesen. Spät kam ich aus den Federn, zog, da es ein schöner Tag zu werden versprach, leichtes Sommerzeug an

und fuhr mit dem Rad zur Charlotte, die mit ihren Eltern Ahornstraße Ecke Schloßstraße wohnte. Sie hatte einen freien Tag, es bot sich darum an, endlich wieder einmal im Boot auf den Havelseen zu paddeln. Wir hatten eben unsere Tagesverpflegung zusammengepackt, als es klingelte. Vor der Tür stand mein Bruder, aufgeregt und außer Atem. »Großalarm! Du sollst dich sofort bei der Leibstandarte in Lichterfelde einfinden.« Er hatte gleich meine Uniform und was dazugehört in einen Karton gepackt und sich aufs Rad geschwungen. Aus war der Traum von einem schönen Sommertag zwischen Himmel und Schilf. Lottchen bekam einen Abschiedskuß, sah mir ein wenig traurig nach, als ich, komplett uniformiert, die Treppe hinabstürmte. Ich hatte sie rasch noch getröstet: »Ist sicher bloß wieder so ein Probealarm, mach dir nichts draus!«

Unten auf der Schloßstraße hielt ich einen Sportwagen an, der gerade herankam. »Auf schnellstem Wege zur Kaserne der Leibstandarte!« Der Fahrer des Kabrios, ein jüngerer Mann, gab sich redlich Mühe, seinen Ärger nicht merken zu lassen. Zu tief schon saß die Furcht vor der SS. »Schützenstraße in Lichterfelde!« befahl ich, als er den Wagen wieder in Bewegung setzte.

Ich sah, als ich dort mit einem knappen Dank aus dem Wagen sprang, sofort, daß es sich diesmal um keinen Probealarm handelte. Voll besetzte Kraftfahrzeuge der Leibstandarte kamen heraus, mit Planen verdeckte Lastwagen der Reichswehr fuhren in das Kasernengelände hinein. Drüben sah ich schon meinen »Haufen«, den Nachrichtenzug der Standarte 75, meldete mich sogleich beim Sturmführer Meese. Der war voll beschäftigt, uns in unsere verschiedenen Aufgaben einzuweisen. Schon standen vier von uns auf dem Reichswehr-LKW, der, wie sich jetzt zeigte, mit Karabinern, Munition und ein paar IMG beladen war. Im Handumdrehen waren wir bewaffnet, sprangen jetzt alle auf den LKW, und ab ging es zum Tore hinaus. Hastiges Fragen, verlegenes Schulterzucken. Keiner wußte, um was es ging. Nur ein einziger Befehl war noch auf dem Kasernenhof gegeben worden: »Durchladen und sichern!« Es ging Richtung Ost, durch Südende, Mariendorf, auf Tempelhof zu. Vor dem Empfangsgebäude des Flughafens wurden wir abgeladen. Hier erwarteten

tete uns der Sturmbannführer, der mit einem Sturm den Gebäudekomplex und das umliegende Gelände bereits besetzt und militärisch gesichert hatte. Wir, der Nachrichtenzug, besetzten den Tower und übernahmen die Kontrolle über die dort tätigen Funker und Lotsen. Aus dem, was da an Meldungen durchkam, kristallisierte sich langsam heraus, was vorlag: Die SA habe einen groß angelegten Putsch geplant. Im letzten Augenblick sei der Führer gewarnt worden und habe energisch eingegriffen. Die Gerüchteküche kochte. Von Kämpfen war die Rede, von der Gefahr, ausländische Truppen könnten eingreifen. Plötzlich stand die gesamte SA, auf die der Führer bisher so stolz gewesen, als ein übler Haufen von Verrätern und Putschisten da. In voller Alarmbereitschaft verbrachten wir die Nacht, mit dem Karabiner in Reichweite, vorgeschobenen Doppelposten an militärisch wichtigen Punkten. Mir hatte Sturmführer Meese noch ein IMG in die Hand gedrückt. »Kannst ja damit umgehen, mußt dir aber noch Munition dazu gurten lassen.« Das Gurten überließ ich zwei Kameraden, die mir als »Schütze 2 und 3« zugeteilt worden waren. Dann machten wir es uns in den ledernen Clubsesseln des Prominentenraumes für die Nacht bequem. Mir paßte es gar nicht, daß Meese mich mit dem MG beglückt hatte. Viel lieber hätte ich oben im Tower gesessen, um mitzubekommen, was da an Nachrichten hereinkam. Nachdem wir uns aus dem Flughafenrestaurant gut versorgt hatten, richteten wir uns für eine unruhige Nacht ein. Doch alles blieb still, nichts geschah, von meuternder SA war nichts zu hören.

Die Nacht war kurz, da wenige Tage zuvor Sommersonnenwende gewesen war. Es war schon recht hell, als wir, so gegen fünf Uhr, hinauskommandiert wurden. Ich mußte mir die Augen reiben, um es zu glauben: Dort, keine zwanzig Schritte vor mir, standen Himmler und Göring. Was hatten diese beiden hier zu suchen? Die Antwort erhielt ich bald. Eine dreimotorige Junkers G 23 setzte zur Landung an, schwebte aus, rollte zu uns heran, stand. Menschen quollen heraus, drei oder vier schwerbewaffnete SS-Männer, hinter ihnen schwankende Gestalten in brauner SA-Uniform. Warum sie schwankten, sah ich, als sie im Gänsemarsch an uns vorbeigeführt wurden. Alle waren mehr

oder weniger schwer verletzt. Die Schulterstücke abgerissen, Kragen zerfetzt, die Gesichter dick geschwollen. Ich mußte die Zähne zusammenbeißen, als ich begriff, wie man sie zugerichtet hatte. Ich wandte mich um, sah Himmler vor mir. Glitzerte nicht hinter seinen Brillengläsern triumphierender Hohn?

Ich erinnere mich genau: an mein Zittern, an meine schweißnasse Hand, die den Lauf des IMG umklammerte. Da hatte ich diesen Unmenschen vor mir, sollte ich? Nein, ich habe das MG-Schloß nicht gespannt, den Bügel nicht zurückgerissen, den Hahn nicht durchgezogen.

War ich zu feige? Waren es »bürgerliche« Hemmungen? Ich habe die Schwelle nicht überschritten, nicht überschreiten können. Später habe ich mich getröstet: Hätte ja doch nichts geholfen, wenn du den Kerl umgelegt hättest. Dich hätten sie in Stücke gerissen, doch dein Opfer wäre vergeblich gewesen. Später habe ich mich vor mir selber so zu entschuldigen versucht, später, oft, immer wieder.

Und ich wurde den Stachel nicht los, fühle ihn heute noch. Dann waren die Bonzen mit ihren Opfern fort. Ein Nachzügler stieß zu uns, den der Alarm zu spät erreicht hatte. Er war erst beim Morgendämmern in die Kaserne der Leibstandarte gekommen, von dort aus uns nachgeschickt worden. Er war ein schlichter Handwerker, seinen Namen weiß ich nicht mehr. Ich erkannte sofort, daß er tief erschüttert war. Zögernd nur rückte er heraus: »In der Kaserne knallt's! Einen nach dem andern stell'n sie an die Wand. Und dann ruff auf die LKW, ab mit den Leichen!« Ich sah mich um, blickte in bleiche Gesichter, die wie versteinert schienen. Gegen Abend wurden wir, nachdem wir die Waffen abgeliefert hatten, heimgeschickt. »Der Putsch der SA ist gescheitert. Mit dem, was zu tun bleibt, wird die Leibstandarte allein fertig.« Ich begriff, man wollte nicht zu viele Zeugen haben.

Bis ins tiefste aufgewühlt, berichtete ich Jahn. Was ich erzählte, verschlug selbst ihm die Sprache. Er suchte mir mein seelisches Gleichgewicht wiederzugeben. Er hatte es damit nicht leicht. Ich hätte alles herausschreien mögen, doch es wäre mein Verderb gewesen. Und wem hätte es noch nützen können? Was in den folgenden Tagen durchsickerte oder – geschickt verpackt –

durch die Presse an die Öffentlichkeit gelangte, zeigte, daß dieser Führer mit seinen alten Kämpfern und Genossen kurzen Prozeß gemacht hatte. Jetzt wußte ich, wozu dieser Mann fähig war.

Ich hatte nur ganz wenige Menschen, denen ich so etwas anvertrauen konnte: die Brüder unseres engsten Jahn-Kreises, unseren Bruderrat und, natürlich, mein Lottchen. Ihr Vater kam dazu, als ich ihr, mit Tränen in den Augen und geballten Fäusten, von dem berichtete, was ich auf dem Flughafen mit eigenen Augen gesehen hatte; Lottchens Vater, der alte PG! Doch mein Zorn, meine Erbitterung waren so groß, daß ich auch ihm gegenüber nicht schweigen konnte. Und da erfuhr ich, wie es ist, wenn einem Mann, der vertraut hat, sein Vertrauen jäh zerbrochen wird. Sein Gesicht versteinte, wortlos hörte er zu, wortlos ging er, als ich fertig war. Doch bald danach erfuhr ich, daß er seinen Austritt aus der Partei erklärt hatte. Es dauerte nicht lange, und auch er schloß sich der Bekennenden Gemeinde an.

Bald danach kam, was früher oder später hatte kommen müssen. Unser Nachrichtenzug war zu einer Sanitätsübung auf dem Hof einer Schmargendorfer Schule angetreten. Unangekündigt fuhr der Standartenführer vor, ließ antreten und rief mich dann vor die Front. Wortlos riß er mir das Schulterstück herunter, rief: »Sie sind mit sofortiger Wirkung aus der SS ausgeschlossen.« Und als ich mich noch immer nicht rührte, brüllte er mich an: »Wegtreten! Ab marsch-marsch!«

Ich weiß nicht, wie ich nach Haus in die Ahornstraße kam. Ich weiß nur noch, daß ich Jahn aufsuchte, der mir wieder einmal Zuflucht war. Ich sehe noch sein ernstes Gesicht vor mir, erinnere mich, daß die nächsten Tage Kuriere kamen und gingen. Ich bangte, erwartete bei jedem Klingeln an der Tür die Gestapo. Nichts geschah. Erst viele Jahre später, nach dem Kriege, als der braune Spuk vorbei war, erfuhr ich von Jahn, daß er mich damals vor Verhaftung und KZ bewahrt hat. Wie, das habe ich nie erfahren. Er hatte halt seine stillen Verbindungen.

Ein gefährlicher Abschnitt meines »Kirchenkampfes« lag hinter mir, ein tragischer Ausgang war durch Jahns geheime Beziehungen vermieden. Doch es blieb weiter »interessant«, da ich jetzt mehr Zeit gewann, mich im innerkirchlichen Bereich für die

BK einzusetzen. Fritz Müller (Dahlem) war es, der es verstanden hatte, mit dem Ostdeutschen Jungmännerwerk Verbindung aufzunehmen. Dieses Werk war der Zusammenschluß aller CVJM, grob gesagt, östlich der Elbe. Auch zahlreiche kirchengemeindlichen Jugendgruppen waren hier angeschlossen. Die einzelnen »Gau« – Ostpreußen, Schlesien, Brandenburg, Pommern usw. – wurden von hauptberuflichen Gauwarten geleitet, die meist auf der Sekretärschule der CVJM in Kassel-Wilhelmshöhe ihre Ausbildung genossen hatten. Die Gesamtleitung lag in den Händen des Bundespfarrers Arnold Dannenmann. Da auch unser Steglitzer Wartburgbund dem Ostbund angehörte, waren mir Dannenmann und auch der Brandenburgische Gauwart Schinzer bekannt.

Wie so viele andere hatte sich, als die »neue Zeit« heraufdämmerte, auch Arnold Dannenmann den DC angeschlossen. Wohl kaum, weil er sich für die Nazis hätte begeistern können; was ihn trieb, war der missionarische Impuls. Sah es im Anfang der dreißiger Jahre nicht so aus, als böte sich mit dem »Aufbruch der Nation« auch die Chance zu einem neuen Aufblühen der Volkskirche? Doch sehr bald erkannte Dannenmann, daß er auf der falschen Seite stand. Er erklärte seinen Austritt aus der Bewegung der DC und schloß sich der BK an. Ich entsinne mich, daß man ihm in Dahlem und Steglitz mit Mißtrauen begegnete. Fritz Müller und Ernst Jahn meinten, sie müßten sichergehen und einen BK-Mann in das Ostwerk einschleusen. Die Gelegenheit bot sich, als die Stelle des Gauwartes für Berlin zu besetzen war. Und da ich gerade von anderen Aufgaben freigeworden war, fiel die Wahl auf mich. Als enger Vertrauter der »Dahlemiten« schien ich der geeignete Mann, zumal ich in der Jugendarbeit bereits ausreichende Erfahrung besaß. Also wurde ich als Gauwart für Berlin bestellt. Mein Vorgesetzter war der Bundespfarrer Arnold Dannenmann, mein Gehalt bezahlte der Bruderrat. Damit war von vorneherein klar, wie »apart« meine Position würde. Schon bald hatten einige deutschchristlich gesinnte Amtsträger des Ostbundes das bitterböse Wort »Werkspion« für mich geprägt. Sie sprachen nur aus, was andere dachten: Hier hat uns die BK einen Aufpasser ins Nest gesetzt. Dieses unterschwellige Miß-

trauen wurde noch verstärkt durch die alte, bei den freien Werken tief eingewurzelte Abneigung gegen alle landeskirchliche Bevormundung. Auch das Ostwerk wollte nicht von der verfaßten Kirche geschluckt werden, und schon gar nicht von einer BK, deren Zukunft so ungewiß war.

Erstaunlich, daß Dannenmann, der dies alles sehr genau wußte, mir brüderlich begegnete. Wahrscheinlich lag das daran, daß wir beide theologisch auf gleicher Welle lagen: biblisch fundiert, mit leicht pietistischem Zungenschlag, der bei ihm schwäbisch, bei mir brandenburgisch gefärbt war. Auf der gemeinsamen biblischen Basis verrichteten wir unsere Arbeit, die durch die äußeren Umstände sehr erschwert war und trotzdem bald reiche Frucht trug. Tag für Tag, Abend für Abend war ich mit dem Rad oder der U-Bahn unterwegs, von Zehlendorf bis nach Tegel, von Spandau bis nach Lichtenberg. Es mögen an die hundert Jugendgruppen gewesen sein, die ich besuchte, vom Großstadt-CVJM bis hin zur Kleinstgruppe irgendwo in einer Laubenkolonie.

Jungmännerarbeit im Rahmen von Bibelstunden und Schulungen waren noch erlaubt, doch die Sammlung der Jungen unter 18 Jahren war verboten. Diese Jungen durften allein von der HJ erfaßt werden. Nun prägt sich aber gerade in dieser Reifungsphase des jungen Menschen auch seine Einstellung zu Gott. Und nun sollte, wenn es nach der Partei ging, die Kirche nur noch durch Bibelstunde Zugang zu diesen Jungen haben? Entschlossen nahm ich mir vor, auf Heimabenden und Rüstzeiten gerade diese Altersgruppe zu »Jungen Gemeinden« zusammenzufassen. Ich war mir darüber klar, daß ich damit illegal handelte. Doch Jahn und Fritz Müller gaben mir Rückendeckung. Sie stellten für mich die Verbindung zu den Gemeindebrüderleuten her. Dort, wo die Kirchenvorstände von den DC beherrscht wurden, arbeitete ich »untergrund«, in Privaträumen, Laubenkolonien, sogar in Kneipen.

Der Wartburgbund war die Hausmacht, über die ich verfügte. Da Kurt Aland regelmäßig in »Der junge Tag«, der von A. Dannenmann redigierten evangelischen Jugendzeitschrift Deutschlands, schrieb, kam die BK auch theologisch zum Zuge.

Es dauerte nicht lange, bis die Partei auf uns aufmerksam wurde. Hin und wieder bemerkte ich, daß man mich zu beschatten versuchte. Für mich als Radfahrer war es aber nicht schwierig, mich im Berliner Verkehrsgewühl unbemerkt aus dem Staube zu machen. Und immer wieder bewährten sich Jahns Vertrauensmänner. Das Telefon schrillt, eine verstellte Stimme flüstert: »In 10 Minuten bekommt ihr Besuch!« Klick, schon aufgelegt. Kurt stürmt hinüber zu Jahn, Rudi und ich wissen schon, was zu tun ist. Die Kartei! Die Fürbittenlisten, die BK-interne Korrespondenz! Alles längst vorsorglich in Kartons verstaut. Rudi und ich packen zu, schleppen die Kartons hinüber auf den Boden über dem Kirchenschiff. Der Kirchendiener darf nichts merken, ist wilder Nazi. Jahn hat ihn mattgesetzt, mit einem angeblich dringenden Auftrag zur Bank geschickt. Wir sind auf dem mächtigen Gewölbe des Kirchenschiffs ungestört. Schilder zeigen an »Betreten streng verboten! Lebensgefahr!«. Stimmt, das Tonnengewölbe, das sich über das Kirchenschiff schwingt, ist nur einen Ziegel stark. Doch die tragenden Rippen, die sich von Säulenkopf zu Säulenkopf ziehen, können uns tragen. Vorsichtig balancieren wir hinüber, verstauen die Kartons im Winkel unter dem Südgiebel. Hier kann man sie nur entdecken, wenn man unmittelbar vor ihnen steht. Rasch wieder zurück! Schon quiet-schen auf der Straße Reifen, eilige Schritte stürmen die Treppe herauf, es hämmert an die Tür. Der Besuch ist da!

Anscheinend erschrocken öffnet Rudi. Ich springe von der Schreibmaschine hoch, reiße die Augen auf. Die Gestapo? Na, so eine Überraschung! Hausdurchsuchung, nichts von Belang. Verhöre, endlos, ermüdend, am Ende fruchtlos. Und Jahn behält wie immer die Nerven. Ein Beispiel: Der Führer des Stoßtruppunternehmens wirft sich in einen der roten Plüschsessel, winkt dem andern, es ihm gleichzutun, schnarrt: »Mein Adjutant!« Jahn, ohne die Miene zu verziehen, weist auf mich: »Mein Adjutant!« Ich lasse mich neben den liebenswerten Gästen in einen Sessel fallen, kann ein Grinsen kaum verbergen. Weg war alle Angst.

Langsam und zögernd beginnt unter solchem Druck auch die BK sich zu organisieren. Bruderräte gab es ja schon, jetzt werden

auch die Gemeindeglieder erfaßt, »Rote Karten« ausgegeben. Die meine ist vom 8. Oktober 1934 datiert. Sie hat mir im April 1945, als die Alliierten einrückten, gute Dienste geleistet, mir bei amerikanischen Stadtkommandanten die Tür geöffnet und es mir so ermöglicht, mich für Unschuldige einzusetzen. Damals aber, 1934, war die Rote Karte Belastungsmaterial. Wir aber trugen sie auf dem Herzen, tatsächlich!

Dieser Konsolidierungsphase der BK trug auch die Dahlemer Synode Rechnung, die am 19./20. Oktober 1934 stattfand. Ich nahm an ihr als Mitglied des Steglitzer Bruderrates teil. Das »Kirchliche Notrecht«, das proklamiert wurde, und all die anderen Beschlüsse mag man in den Dokumentationen nachlesen. Wenn ich das richtig sehe, ging es darum, das, was Barmen in theologischen Thesen ausgesprochen hatte, nun in die kirchliche Praxis umzusetzen. Mit dem »Wir verdammen« von Barmen war den unrechtmäßig eingesetzten und bekenntnismäßig nicht begründeten offiziellen Kirchenleitungen die Grundlage abgesprochen. Für das so entstandene Vakuum postulierte Dahlemer Behörden, die auf der Grundlage von Bibel und Bekenntnis ihre Funktionen wahrnahmen.

Folgerichtig verkündete die Bekenntnissynode von Dahlem: »Ludwig Müller ist nicht mehr Reichsbischof.« Aber – und das war die große Misere – es gab keine reale Möglichkeit, den Reibi de facto ab- und an seiner Stelle einen Mann der BK einzusetzen! Die wirklichen Machtverhältnisse waren eben nicht so. Das war bitter, und manchem fiel es schwer, sich damit abzufinden.

Der Gemeindesaal unserer Nachbargemeinde Dahlem war überfüllt. Wir Jüngeren, Kandidaten und Vikare, drängten uns auf Fensterbänken und an den Türen zusammen. Ich überflog die mir bekannten Gesichter: Niemöller, Fritz Müller, Jacobi und Dibelius, Scharf, Albertz und Hildebrandt. Doch jetzt sah ich zum ersten Mal auch die anderen führenden Männer: die süddeutschen Bischöfe, den Präses Koch. Nun fehlte nur noch Karl Barth, der – wie konnte es anders sein – sein Kommen zugesagt hatte.

Als seine Baskenkappe endlich auftauchte, ging es wie ein Aufatmen durch unsere Reihen. Für uns Junge war Karl Barth so

Evangelische Bekenntnisgemeinde

Name: Salomon

Borname: Alfred

Geburtstag und Ort: 27. 12. v. Dirschau

Stand oder Beruf: cond. Theol.

Wohnort: Stechitz

Winnigen Str. / H. Nr.: 9

Kirchengemeinde und Pfarrbezirk: Winkes H. Winnigen

ist durch Beschluß des Bruderrates vom: 8. Okt. 1934 193

in die Bekenntnisgemeinde aufgenommen und unter Nr. 207
in die Liste der Bekenntnisgemeinde eingetragen worden.

Bei einem Wohnungswechsel wird die Abmeldung bei dem
Bruderrate der bisherigen und die Anmeldung bei dem Bruderrate
der neuen Bekenntnisgemeinde erwartet.

Salomon Alfred, den 10. Okt. 1934 193

Der Bruderrat.

H. Winkes

Ja

Die **Bekennende Kirche** ist der Zusammenschluß aller derer, die die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments nach der Auslegung der reformatorischer Bekenntnisse als die alleinige Grundlage der Kirche und ihrer Verkündigung anerkennen.

Die Glieder der Bekennenden Kirche sind durch das Evangelium aufgerufen.

Deshalb wollen sie sich zum Wort Gottes und zum Tisch des Herrn halten und ein christliches Leben führen. Sie wollen beten und arbeiten für eine Erneuerung der Kirche aus dem Wort und dem Geist Gottes. Sie wissen sich zu entschlossenem Kampf wider jede Verfälschung des Evangeliums und wider jede Anwendung von Gewalt und Gewissenszwang in der Kirche verpflichtet.



etwas wie ein protestantischer Papst, unfehlbar, wenn er sich zu Lehrfragen äußerte. Da machte es auch nichts aus, wenn er reformiert, ich dagegen lutherisch war. Die Zweireichelehre hatte ich längst aus meinem Denken verbannt, im engsten Kreise – mit Brix und Tillich – diskutierten wir heiß das Thema »Tyrannenmord«! Sollte, dürfte man, wenn es um die Freiheit des Glaubens ging, den Tyrannen gewaltsam beseitigen? Ein heikles Thema, nicht nur politisch. Und wir drei neigten am Ende jeder Diskussion eher zu einem Ja als einem Nein auf diese Frage, waren uns aber auch darüber klar, daß dies eine rein akademische Lösung war, wir aber weder die Möglichkeit noch den Mut besaßen, sie in die Tat umzusetzen.

Aufgewühlt hörten wir Jungen zu, was die großen, alten Männer der BK zu sagen hatten. Barth, der die systematischen Grundlinien zeichnete, dem »Bruder Generalsuperintendent Dibelius«, wenn er – Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle – seine Meinung in gepflegter Sprache von sich gab. Nur Jacobi war in der Lage, ihm in lässig abgeklärter Haltung Paroli zu bieten, ein Gentleman, unterkühlt. Um Dibelius wie Jacobi wehte eine leicht versnobte Kasino-Atmosphäre. Jedenfalls empfand ich das so. Doch vielleicht war mein Gefühl falsch, weil ich eben aus anderen Kreisen kam.

Beim Mittagessen, das drüben im Dahlemer Dorfkrug eingenommen wurde, verstand ich es, mir einen Platz neben Heinrich Vogel zu ergattern. Dieser schlichte Dorfpastor war noch nicht in höhere Regionen entschwebt. Er sah so richtig aus, wie ich ihn mir vorgestellt hatte: große, durchdringende Augen, die einen im Gespräch festzunageln suchten, eine wie frisch gepflügter Acker gefurchte Stirn; hochgezogene Brauen, die ständig in Bewegung schienen. Schmale und doch feste Hände, die den Mund beim Reden eifrig unterstützten; ein schwarzer, nicht mehr so ganz taufrischer Anzug, eine Weste, auf der sich einiges abzeichnete.

Ich kam kaum zum Essen. Vogels Stimme hielt mich fest, seine sprechenden Hände faszinierten mich. Nein, das war kein billiger Fanatiker, dieser Mann. Das war ein Begeisterter, ach was, ein Begeisteter! Ich sah nicht mehr seinen abgetragenen Anzug, ich sah nur immer in diese von innen her leuchtenden Augen.

Es war am Abend des ersten Sitzungstages. Wir Jungen hatten uns in einem Clubzimmer der Dorfschänke zusammengesetzt und buchstabierten noch einmal nach, was die Erlauchten heiß diskutiert hatten. Über das Notrecht der Kirche, daß der Pfarrer-notbund nun die Aufgabe habe, den Gemaßregelten in jeder Weise beizustehen. Plötzlich – ich weiß nicht, wer das Wort als erster in die Debatte warf – fiel das Stichwort »Kandidatennotbund«. Ich biß prompt an. Ja, so etwas müßten wir unbedingt gründen. Schließlich sei unsere Position ja weit unsicherer als die der installierten Pfarrer. Ich hörte im Nebenraum die Stimme von Männe Ehlers, lief hinüber und bat ihn, doch zu uns herüberzukommen und uns zu beraten. Unser »Bekenntnis-Ass«, wie wir den Assessor Hermann Ehlers liebevoll nannten, kam tatsächlich, setzte sich zu uns, hörte zu, wiegte gewichtig seinen mächtigen Schädel und gab uns, was die Sache selbst anging, recht. In der Tat, wir seien weit exponierter als die Pfarrer. Die hatten ihre Gemeinde, befanden sich im Status eines Beamten einer Körperschaft öffentlichen Rechts. Nur über ein Dienstverfahren sei ihnen, wenn überhaupt, beizukommen. Ein Kandidat aber? So ein armes Würstchen von Vikar oder Hilfsbremser? Der hat keinen festen Boden unter den Füßen, kann von heute auf morgen gefeuert werden; ohne Wartestandsgeld, ohne Pension. Also: Ihr Rechtlosen und Unterdrückten in der Kirche, schließt euch zusammen!

An jenem Tage gründeten wir den »Kandidaten-Notbund«. Hermann Ehlers spielte den Verbindungsmann zum Altpreußischen Bruderrat. Der für uns dort Zuständige war Sup. Albertz, Spandau, der Vorsitzende der vom Bruderrat gegründeten Prüfungskommission der BK.

Deutlich sehe ich noch die Gesichter der Brüder Klapproth, Aland, Brix, Tillich, Grosch und Winterhager vor mir. Doch auch die Brüder Saß, Meißner, Hanse, Schönherr, Kramm und Büsing müssen zu jenen »Männern der ersten Stunde« gezählt haben.

Nun machte mich Dr. Hartmut Ludwig, Ost-Berlin, kürzlich darauf aufmerksam, daß dieser von mir so genannte »Notbund« schon vor der Dahlemer Synode bestanden haben muß, aller-

Berlin-Brandenburg

Die Bruderschaft ist im September 1934 entstanden, und steht neuerdings unter der Leitung von Götz Grosch, B.-Grunewald, Siemensstraße 22 und Alfred Salomon, B.-Steglitz, Rißinger Straße 9. Ueber die Frage der Teilnahme bestimmter Professoren an der Prüfungskommission entstanden starke Spannungen, die zum Wechsel der Leitung führten. Mehr als bisher wird nunmehr die theologische Arbeit in den Vordergrund rücken. Bisher wurde u. a. im Anschluß an C. A. 1. die Trinitätslehre und im Zusammenhang damit das konfessionelle Problem behandelt.

dings unter dem Namen »Bruderschaft«. Dr. Ludwig verwies auf den »Reichsrundbrief Nr. 2 der Bruderschaften der jungen Theologen«, Bad Oeynhausen, den 16. April 1935.

Dort heißt es:

»Berlin – Brandenburg

Die Bruderschaft ist im September 1934 entstanden und steht neuerdings unter der Leitung von Götz Grosch, B.-Grunewald, Siemensstr. 22, und Alfred Salomon, B.-Steglitz, Kissinger Str. 9. Über die Teilnahme bestimmter Professoren an der Prüfungskommission entstanden starke Spannungen, die zum Wechsel der Leitung führten...«

Von diesen Spannungen ist auch in einem Brief die Rede, den Hans-Herbert Kramm, Berlin W 30, Barbarossastr. 15, unter dem 14. 3. 35 an Präses Thimme schrieb. In diesem, ebenfalls von Dr. Ludwig ermittelten Brief werden die verschiedenen »Schattierungen« beschrieben, die innerhalb der Bruderschaft von Berlin-Brandenburg zu vermerken sind. Und dann heißt es: »Auf unserer letzten Versammlung bekam ich diese Bedenken ans Licht. Dort waren einige Brüder, die wir menschlich sehr gern haben, die anständig und klar diese Linie herausarbeiteten und bisherige Vertrauensleute zu einseitig zusammengesetzt fanden. Sehr klar und in menschlich netter Weise wurde dieser Gegensatz klargemacht von Bruder Salomon, mit dem ich nun auch persönlich nochmals darüber sprach.«

An diese Auseinandersetzungen, bei denen es um die Zusammensetzung der Prüfungskommission ging, habe ich leider keine Erinnerung mehr. Aus diesen von Dr. Ludwig aufgestöberten Dokumenten geht aber hervor, daß im Rahmen dieser Querelen irgendwann die Leitung Grosch und mir übertragen wurde. Ich gehe davon aus, daß die Brüder nicht der theologischen Irrlehre verfielen, ich sei eine Leuchte unter den Kindern des Heils. Ich nehme vielmehr an, sie wählten mich, weil ich in Steglitz bei Jahn über ein gut funktionierendes Büro verfügte und außerdem nahe dem Herzen der altpreußischen BK angesiedelt war. Auch sollte man das, was hier unter »Leitung« zu verstehen ist, auf keinen Fall überbewerten. Die jeweiligen »Leiter« besaßen keine wirklichen Führungsfunktionen. Sie waren lediglich Sprecher ihrer Gruppierungen. Oft begrenzte sich ihr Auftrag auf eng umrissene Aufgaben. Verständlich, daß ich mich daher auch nicht mehr erinnern kann, wie lange ich in der »Leitung« tätig war.

Dunkel meine ich mich zu erinnern, daß zu einem mir nicht mehr bewußten Zeitpunkt mein alter Schulkamerad Erich Klapproth die »Leitung« übernahm. Erich war ein sehr stiller Mensch, der ein schweres Los zu ertragen hatte. Sein Vater, ein ehemals aktiver Offizier, war strenger Anhänger der Deutschen Glaubensbewegung, worunter Erich sehr zu leiden hatte. In Erich war ein Dichter verborgen. Ich weiß nicht, ob seine empfindsamen Gedichte, die ja nur einem kleinen Kreis zugänglich waren, erhalten sind. Erich ist in Rußland gefallen, unter tragischen Umständen, wie ich hörte.

Viele von uns Kandidaten waren Originale. Brix sehe ich noch vor mir, so dürr, daß er sich hinter einer Altarkerze hätte verstecken können. Tillich, auch ein Steglitzer, mit schwermütig dreinblickenden Augen, als Student schon behaftet mit Weib und Kind, was ihm seine theologische Existenz nicht gerade erleichterte. Und Dr. Winterhager, ein schwächlicher Jüngling, der ohne Koffer kaum denkbar war. Überall schleppte er diesen Koffer mit, enthielt der doch eine komplette Sammlung aller reformatorischen Schriften, von der Augustana bis hin zu Barths »Römerbrief«. Winterhager war ein gelehrtes Haus, wußte allemal, wo was stand, griff die betreffende Bekenntnisschrift aus

seinem Koffer und bediente uns sogleich mit Originalzitate. Seine Art der Bibelauslegung war ein wenig eigen. Doch hörte ich ihm gern zu, wenn er – von der erhöhten Schlange oder der rötlichen Kuh bis hin zu den sieben Siegeln – uns Gottes Heilsgeschichte von den Büchern Mose bis zur Offenbarung des Johannes einsichtig machen wollte.

Es war schon ein bunte Herde, die sich da zusammendrängte vor dem Argen, der umging wie ein brüllender Löwe. Wir waren ja gar nicht so tapfer, wie wir es uns gegenseitig vorzumachen bemühten. Wir wußten nur zu gut, wie ausgeliefert wir waren. Wir wären Narren gewesen, wenn wir nicht Angst gehabt hätten.

Für mich hatte eben das achte Semester begonnen; nach den geltenden Vorschriften konnte ich mich zum Examen melden, da ich ja sämtliche Sprachprüfungen bereits vor Beginn meines Studiums abgelegt hatte. Aber – und das war nun wirklich ein wunder Punkt – ich hatte bisher nichts getan, was für das Bestehen eines Examens nun einmal erforderlich ist. Es kommt ja nicht nur darauf an, die vorgeschriebenen Vorlesungen belegt und die erforderlichen Seminare mitgemacht zu haben. Die Vorlesungen? Nun, ich hatte für alle wohl die An- und Abtestate, doch besucht hatte ich dazwischen kaum eine Vorlesung. Ich war ja alle die Jahre einer Doppelbeschäftigung nachgegangen, hatte mir mit Unterricht meinen Lebensunterhalt verdient, in der übrigen Zeit mich für die BK bis in die Nächte hinein eingesetzt. Von meinen sportlichen Aktivitäten wie Rudern, Laufen, Judo und Fechten ganz zu schweigen. Und zu alledem hatte der Dienst in der SS, die Ausbildung dort als Fernschreiber und Funker auch Zeit und Energie verbraucht. Und nun, nachdem ich glücklich aus der SS ausgeschieden war, fraß mich der Dienst als Gauwart des Ostdeutschen Jungmännerwerks.

Trotz all dieser erheblichen Bedenken meldete ich mich beim Berliner Bruderrat zum 1. Examen an und wurde tatsächlich zur Prüfung zugelassen. Ich solle mir nichts vormachen, mahnte Jahn, die würden uns Hanseln besonders scharf herannehmen. Sie müßten sich ja von vornherein gegen den Vorwurf wehren, sie machten es den Prüflingen leicht. Damit hatte ich nicht gerechnet, doch der Lic. hatte wieder einmal recht. Falls sich eine

erhebliche Zahl von Kandidaten bei der BK zur Prüfung stellte, würde natürlich vom Konsistorium der Vorwurf kommen: Die melden sich da ja nur, weil die BK es ihnen leicht macht!

Ausgerechnet am 30. Januar, zwei Jahre nach dem nun schon »historischen« Datum, stand ich mit einem halben Dutzend anderer Kandidaten vor dem Prüfungsausschuß der BK, dem unter Vorsitz von Superintendent Lic. Albertz (Spandau) die Professoren Lütgert, Bertholet und Richter sowie die BK-Pfarrer Heinrich Vogel, Harder, Jacob und Schmidt angehörten. Es kam, wie Jahn es mir vorausgesagt hatte. Die Herren Professores, die in derlei Dingen bewandert waren, prüften geduldig und gaben sich alle Mühe, uns Kamele zu den Oasen unseres sporadischen Wissens zu leiten. Auch kannte ich sie alle ja von den Vorlesungen und Seminaren. Doch die lieben Brüder aus der BK! Von ihnen kannte ich nur Vogel, mit dem ich mir in Dahlem den Kopf heißdiskutiert hatte. Er machte es mir durchaus nicht leicht, verstieg sich gar zu der Aussage, das, was ich da eben über Luthers Kirchenbegriff gesagt, sei neuplatonisch, aber keineswegs lutherisch. Ich riß mich zusammen, kam auf die gloriose Idee, meinen Herrn Examinator mit den Sätzen zu konfrontieren, die er selbst in seiner Erklärung zum 3. Artikel geschrieben hatte, und siehe da, Bruder Vogel war's zufrieden. Mein gutes Gedächtnis hatte mich gerettet. Die Schwierigkeit im Disput mit den anderen Herren lag auf ganz anderem Gebiet. Es war für mich und auch für die anderen Prüflinge schwierig, immer herauszubekommen, worauf sie mit ihren Fragen hinzielten. Es fehlte ihnen ganz einfach noch die Erfahrung auf diesem Gebiet, da dies erst das zweite Examen war, das sie abnahmen. Unbewußt fühlten sie sich selber noch in der Rolle von Geprüften. Ihr und unser Glück, daß Sup. Albertz die Fäden straff in der Hand behielt und, wenn wir in eine Sackgasse gerieten, entschlossen das Steuer herumwarf.

Ich weiß nicht mehr, wie die anderen abschnitten, erinnere mich nur dunkel, daß einem ein sogenanntes »Schwänzchen« angehängt wurde, die Nachprüfung in einem verpatzten Fach. Ich atmete erleichtert auf, als mir bedeutet wurde, ich hätte das Examen »Im ganzen gut« bestanden. Ich empfand dieses Ergeb-

Nr. ~~Zwei bis Drei.~~

Der Studierende der Theologie

Herr Alfred S a l o m o n

geboren am 27. Dezember 1910 zu Dirschau

hat am 30. Januar 1935 vor dem

Theologischen Prüfungsamt Berlin-Brandenburg
die erste Theologische Prüfung mit dem Gesamtergebnis

Im ganzen gut bestanden

abgelegt und wird durch uns hiermit zur Verkündigung des Wortes Gottes zum kirchlichen Unterricht und zur Seelsorge nach Maßgabe des Kirchengesetzes vom 5. Mai 1927 zugelassen.

Das bezeugen wir ihm mit dem herzlichen Segenswunsch, daß Gott ihm zu dem Willen das Vollbringen gebe.

Er wird damit in die Liste der Kandidaten der Bekennenden Kirche aufgenommen und untersteht den Bestimmungen der Bekennenden Kirche über die Vorbildung zum Pfarramt.

Berlin, am 30. Januar 1935.

Der Bruderrat
der
Bekennnissynode Berlin-Brandenburg.

Zeugnis Nr. 14.



Der Studierende der Theologie, Herr Alfred S a l o m o n
hat die erste Theologische Prüfung in Berlin am 30. Januar 1935
vor einer Kommission abgelegt, die aus folgenden Mitgliedern des
Prüfungsamtes bestand:

Albertz, Bertholet, Harder, Jacob,
Lütgert, Richter, Schmidt, Vogel.
.....

Berlin, am 30. Januar 1935,.....



Das Theologische Prüfungsamt
der Bekennenden Kirche Berlin-Brandenburg.

Albertz

nis als großen Erfolg, da ich völlig unvorbereitet in die Prüfung
gegangen war.

Mit dem Examen änderte sich für mich persönlich nichts. Der
Bruderrat bestätigte mich als Gauwart für Berlin und teilte mich,
wie nicht anders zu erwarten, als Lehrvikar Jahn zu. Es blieb also
alles, wie es gewesen war, nur daß ich jetzt »der Herr Vikar« war.

Das war also geschafft, noch vor Ende meines 8. Semesters hatte ich mein Studium abschließen können; Grund genug, das zu feiern. Wie? Natürlich mit unserer Verlobung! Daß wir zusammengehörten, darüber waren wir uns schon seit Jahren klar gewesen; das hatten auch Jahn und alle anderen aus unserem Bruderkreis gewußt. Jetzt nahmen sie alle an unserer öffentlichen Verlobung teil, gehörte Lottchen doch seit eh und je in diesen Kreis, der sich um unseren Lic. geschart hatte.

Lottchen arbeitete in einem Kindergarten in Charlottenburg, kam daher immer erst am späten Nachmittag heim. Mein Dienst dagegen erstreckte sich bis in die Nacht hinein. Nachmittags Jungenstunden, zwei, drei, manchmal gar vier an einem Nachmittag. Oft nicht einmal am gleichen Ort, sondern in Gemeinden, die mehr als eine halbe Stunde Radfahrt auseinanderlagen. Abends dann Jungmannenstunden, die oft erst gegen 23 Uhr endeten. Endlich Feierabend, aber oft noch eine weite Fahrt mit dem Rade nach Hause. Berlin ist groß, und meine »Gemeinde« reichte von Zehlendorf bis Hennigsdorf im Norden, von Westend bis nach Lichtenberg-Ost.

Als ich wieder einmal spät abends und völlig durchnäßt heimkam, spürte ich wildes Stechen im rechten Oberschenkel. Ich schrieb es einer Überanstrengung zu, hielt es für eine Art Muskelkater. Doch im Laufe der nächsten Wochen wurden die Schmerzen immer schlimmer, bald war ich nicht mehr imstande, mich im Sattel zu halten. Zum Arzt also. Der Schreck, als die Diagnose lautete: »Nierenstein!«

Ich will's kurz machen, da dies mit »meinem Kirchenkampf« nur am Rande zu tun hat. Also: Operation, »Pyelotomie«, drei Wochen Krankenhaus, anschließend drei Wochen Rehabilitations-Urlaub, den wir im schönen Rheinsberg verbrachten. Lottchen hatte mich täglich besucht, der Lic. und all die getreuen Brüder aus unserem Kreis hatten sich sehen lassen. Für die erste Zwischenrechnung war mein Schwiegervater eingesprungen. Dann erkundigte Jahn sich vorsichtig, ob ich finanziell klarkäme. Wie, momentan keinerlei Versicherung? Bisher war ich an der Uni als Student versichert gewesen. Doch nach Abschluß des 8. Semesters war diese Versicherung ausgelaufen, an den Abschluß

einer neuen hatte ich nicht gedacht. Wozu auch? War ich nicht immer gesund gewesen? Jahn sagte kein Wort, handelte aber sogleich. Der Bruderrat sprang ein, zahlte meine Operationskosten und das Krankenhaus aus einem seiner Reptilienfonds, die aus Spenden gespeist wurden. Ich war dankbar dafür, schloß nun aber sogleich eine Kranken- und Lebensversicherung ab. Am eigenen Leibe war mir klargeworden, wie unsicher die Position eines BK-Vikars war. Kaum war ich wieder dienstfähig, so bemühte ich mich, auch dieses Problem über Männe Ehlers an den Bruderrat heranzutragen.

Ich habe damals, als ich aus dem Krankenhaus entlassen wurde und mühsam, am Stock und auf Lottchens Arm gestützt, wieder laufen lernte, mit Gott gehadert. Warum das mir?! War es jetzt aus mit dem geliebten Sport? Würde ich meine Arbeit als Gauwart wieder aufnehmen können? Wochen später erwähnte Jahn fast beiläufig, daß ich wegen meiner Operation wahrscheinlich größeren Schwierigkeiten mit der Gestapo entgangen sei. Ich hatte das Wort der Bekenntnissynode an die Gemeinden abgekündigt: »Wir sehen unser Volk von einer tödlichen Gefahr bedroht. Die Gefahr besteht in einer neuen Religion...« Man hatte mich abgehört und bei Jahn nach mir gefragt. »Hast Glück im Unglück gehabt«, meinte der Lic. und blinzelte mir zu.

Erst später, sehr viel später, erkannte ich, daß Gott bereits damals mir den Weg geebnet, mir Hürden aus dem Wege geräumt hatte.

Ich muß da vorgreifen: 1. September 1939, Mobilmachung, Einberufung zur Wehrmacht, Frankfurt/Oder, Artilleriekaserne Birnbaumsmühle. Musterung, endlose Reihe schöner Männer. »Links um! Rechts um! Rumpfbeuge vorwärts! K. v. !« Immer das gleiche: »Kv. – Kv. – Kv. –«, kriegsverwendungsfähig. Dann bin ich dran: »Links um! Rechts um? K –« Der Stabsarzt unterbricht sich, schluckt das »v« herunter. »Was ist das für eine Narbe?« »Nierenoperation 1935, und eine Rippe heraus.« »Noch Beschwerden?« »Zuweilen, und–« Er winkt ab, ruft dem Schreiber zu: »G. v. H.« Garnison verwendungsfähig Heimat! Die anderen, die da mit mir gemustert wurden, kamen zur 6. Armee,

Die Bekenntnissynode
der Evangelischen Kirche
der altpreußischen Union.

Berlin-Dahlem, den 5. März 1935.

Nur für die Mitglieder der bekennenden Gemeinden!

selbstständig

An die Gemeinden

In Uebereinstimmung mit der Rundgebung der Vorstandigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche in Nr. 4 Ihrer Mitteilungen vom 21. Februar 1935 hat die Bekenntnissynode der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union in Ihrer Tagung zu Dahlem am 5. März 1935 folgendes Wort an die Gemeinden gerichtet:

Wir sehen unser Volk von einer tödlichen Gefahr bedroht. Die Gefahr besteht in einer neuen Religion.

Die Kirche hat auf Befehl ihres Herrn darüber zu wachen, daß in unserm Volk Christus die Ehre gegeben wird, die dem Richter der Welt gebührt. Die Kirche weiß, daß sie von Gott zur Rechenschaft gezogen wird, wenn das deutsche Volk ungewarnt sich von Christus abwendet.

I.

Das erste Gebot lautet:

Ich bin der Herr dein Gott. Du sollst nicht andere Götter haben neben mir.

starben in Stalingrad. Ich allein blieb in der Garnison, wurde verschont. Wegen der Narbe –

Da erst, nach Stalingrad, habe ich begriffen, daß Gott meinen Weg weit voraus geplant hat.

Zurück ins Jahr 1935! Das Radfahren fiel mir noch wochenlang schwer, also benutzte ich die U-Bahn, die Straßenbahn oder den Bus. Nun wurde es abends oft noch später. Doch es lohnte sich! Am Telefon ein waschechter Berliner. »Hier CVJM Boxhagen. Sie war'n schon mal bei uns, hier inne Laubenzkolonie. Könn' Se heute abend komm'? Wir ha'm uns nämlich festjebissen an Matthäus 5, Jebot der Feindesliebe.« Ein tiefer Seufzer. »Und det heute!«

In diesem Seufzer lag alles. Feindesliebe heute! Und das trotz zwangsweiser Eingliederung der evangelischen Jugend in die HJ, trotz Verfolgung der Gruppen, die noch weiterarbeiteten, trotz Verhaftungen. Hinter einer Hecke der Schrebergartenkolonie erwarteten mich zwei dunkle Gestalten. »Is dir ooch keener jefolgt?« In der engen Wohnlaube saßen sie dicht gedrängt; junge Männer zwischen zwanzig und fünfundzwanzig, ein paar weit jüngere dazu. Sie sahen abgerissen und unterernährt aus. Seit Jahren waren sie arbeitslos, viele gehörten der KPD oder der SPD an. »Mit Hitler ha'm wa nichts am Hut!«

Neue Testamente kamen zum Vorschein, zerlesen, zerfleddert, abgerissen. Wie ihre Besitzer. Matthäus 5! Sie fanden die Stelle im Nu, kannten sich aus in der Schrift. Diskussion, hart und offen. »Na, nu halt mal dem Adolf deine linke Backe hin!« »Den soll ick lieben?« Den privaten Feind, na schön. Aber soll ich auch den Adolf lieben, der den Herrn Jesus verbieten will? Soll ich die Gestapo lieben?

Ich weiß nicht, wer von diesen jungen Männern das große Sterben überstanden hat. Doch ich höre sie wieder singen:

»Wir sind ein kleines, trutzig Heer,
die letzten von den allerletzten,
uns lockt kein heller Hornruf mehr,
kein dumpfes Trommeln die Gehetzten...
und dennoch ziehn wir hin und her,
für den, der an das Kreuz geschlagen...«

Doch nicht nur die dunklen Töne klingen nach, nicht nur das dumpfe Trommeln. Auch heller Hornruf der Bekenner. Ich hatte im CVJM Wilhelmstraße Bibelstunde zu halten. Ein Studienfreund, Sportphilologe und Nazi, wollte mit. Da Bibelstunde mit Jugendlichen über 18 Jahren erlaubt war, nahm ich ihn mit. Auf halber Treppe kam uns August entgegen. August stürzte auf mich zu, schüttelte mir den Arm. »Mensch, Sali, fein, det de kommst! Ick freu mir uff de Bibelstunde!« Und dabei lief ihm der Speichel aus dem Mundwinkel. Der nordische Sportfreund zog mich weiter, flüsterte: »Ich sehe, wer Christ ist, muß ein bißchen doof sein?« Ich wollte eine ruppige Antwort geben, besann mich eines besseren, rief August zurück. »Hör' mal, Aujust: Warum bist du eigentlich Mitglied hier im CVJM?« Ein Strahlen flog über Augusts Gesicht: »Weil man mir hier liebhat!«

Inzwischen hatte der Bruderrat der Altpreußischen Union in Berlin das Seminar für evangelische Jugendführung gegründet. Die Leitung erhielt Lic. Jahn, als sein Assistent fungierte Kurt Aland. Dieses Seminar war ein Stück jener theologischen Arbeit, welche die BK übernommen hatte, um die bekennnismäßige Ausbildung ihrer jungen Mitarbeiter zu sichern. Fast alle Mitarbeiter im Ostwerk hatten ihre Ausbildung in der Sekretärschule des Jungmännerwerks in Kassel-Wilhelmshöhe erhalten. Jetzt schien dem Bruderrat die bekennnismäßige Ausrichtung dort nicht mehr gesichert. D. Erich Stange, der Reichswart des Jungmännerwerks, hatte zu lange versucht, sich mit dem Reibi zu arrangieren. Auch sah es so aus, als habe er der Eingliederung der evangelischen Jugend in die HJ nicht ausreichend widerstanden. Kurz entschlossen hatten die Altpreußen, die einmal mehr den intakten Landeskirchen voranpreschten, dieses Seminar in Berlin gegründet. Jahn und Aland waren die Stammdozenten, ich referierte über die praktischen Fragen der Jugendarbeit, regelmäßig sprachen Männer der BK, die in der Jugendarbeit tätig waren. Ich erinnere mich an Hildebrandt (Lichterfelde) und Lic. Fricke (Golgatha, Berlin-N). Wir waren bemüht, jungen, bekennnistreuen Leuten beiderlei Geschlechts das Rüstzeug zu vermitteln, das man braucht, um eine evangelische Jugendgruppe zu leiten. Nach zwei Semestern regelmäßiger Beteiligung und Mitarbeit

Seminar

für evangelische Jugendführung

Herr Vikar Alfred S a l o m o n

hat im Wintersemester 1935/36 an den Veranstaltungen des Seminars für evangelische Jugendführung teilgenommen und sich zum Kolloquium gemeldet.

In seinem Referat behandelte er das Thema:

"Die Spannungen zwischen Verbands- und Gemeindeprinzip in der gegenwärtigen Jugendarbeit".

Das Referat entwickelte die Geschichte der einzelnen Verbände. Es wurden die Versuche der Kirche zur Erfassung der Jugend dargestellt und beurteilt. Die Aufgabe der Bekennenden Kirche in der seit der Eingliederung der evangelischen Jugend aufgebrochenen Situation wurde aufgezeigt. Aus Referat und Gespräch ging klar hervor, dass auch in der Bekennenden Kirche neuerdings die Spannung zwischen Verbands- und Gemeindeprinzip aufgebrochen sei, und es wurde als die unaufhebbare Aufgabe der Bekennenden Kirche festgestellt, selbst die ihr aufgetragene Jugendarbeit in die Hand zu nehmen.

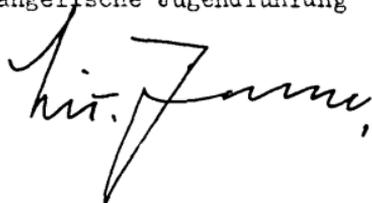
Herr Vikar Salomon hat das Kolloquium

recht gut

bestanden.

Berlin, den 2. April 1936

Für den Rat der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union Für die Leitung des Seminars für evangelische Jugendführung



konnte man sich dann einem Kolloquium unterziehen, über das ein Zeugnis ausgefertigt wurde, das in den BK-Gemeinden anerkannt, von den Gemeinden aber, die sich dem deutsch-christlichen Konsistorium unterstellt hatten, als ungültig betrachtet wurde.

Am 2. April 1936 hielt ich im Rahmen eines solchen Kolloquiums ein Referat, in dem ich u. a. auch auf die Spannungen einging, die innerhalb der evangelischen Jugendarbeit aufgebrochen waren, ob unter den gegenwärtigen Umständen das Verbands- oder das Gemeindeprinzip vorzuziehen sei. Das Referat weckte große Aufmerksamkeit, wie die Diskussion zeigte, die unter den wohl hundert Zuhörern ausbrach. Mir fiel auf, daß auch Müller (Dahlem) und Hildebrandt aufmerksam die Diskussion verfolgten. Offenbar wurde ihnen erst jetzt bewußt, was da an Explosivstoff schwelte.

Hernach saßen wir in kleinem Kreise noch in einem Lokal zusammen. Müller drängte mich, nähere Einzelheiten mitzuteilen. Er müsse Klarheit gewinnen, was da im Gange sei. Nun, ich konnte ihm Aufklärung verschaffen, saß ich doch als Gauwart genau an der Nahtstelle. An meiner Situation konnte ich verdeutlichen, um was es im Grunde ging.

Da war ich also als »Amtsträger« des Ostwerks in einer für dieses Werk wichtigen Position; einer von einem guten halben Dutzend gleichgestellter Gauwarte, geschart um den Bundespfarrer Dannenmann, der das Werk leitete. Bezahlt wurde ich vom Bruderrat, der von mir natürlich erwartete, daß ich nach seinen Prinzipien im Jungmännerwerk arbeitete. Wie war das doch? »Niemand kann zweien Herren dienen!« Das erfuhr ich jetzt am eigenen Leibe. Gewiß, auch Dannenmann hatte sich längst der BK angeschlossen. Aber so, wie die Dahlemer Beschlüsse über das »Notregiment« es wollten, konnte er nicht verfahren. Er war nicht in dem Maße Herr über seine Entscheidungen wie ein Gemeindepfarrer. Selbst der unbedeutendste Gemeindepfarrer konnte sich auf seinen Status als Beamter einer öffentlichen Körperschaft berufen, wußte sich getragen zumindest von einem Teil seiner Gemeinde, fand im äußersten Notfall Rückhalt und auch finanzielle Hilfe bei der BK. Die Pastoren und Amtsträger

der freien Verbände dagegen, mein Bundespfarrer Arnold Dannenmann zum Beispiel? Er war – rein juristisch gesehen – ein Angestellter seines Werkes, konnte an den Weisungen seines Vorstandes und besonders der Großstadt-Arbeitsgemeinschaften der CVJM kaum vorbei und war sich nicht einmal sicher, wie lange dieses »Freie Werk« überhaupt noch bestehen würde. Denn das war klar: an diese Freien Werke kam die Partei viel leichter heran als an die mehr oder weniger intakten Kirchengemeinden. Das war mit ein Grund für die oftmals so unentschiedene und zögerliche Haltung der Freien Werke. Ihre Leiter saßen auf sehr wackligen Stühlen.

Verständlich also, daß Dannenmann gegenüber unserem »Seminar für evangelische Jugendführung« Distanz bewahrte. Das Seminar war eindeutig ein Unternehmen des Bruderrates. Verband sich das Ostwerk zu eng mit dieser BK-Institution, so konnte das für das Werk gefährliche Folgen haben.

Jahn sah das anders. Er vertrat das Gemeindeprinzip. Das hieß: Basis kirchlicher Jugendarbeit ist die Gemeinde. Folgerichtig wünschte er kein Freies Werk, das unabhängig von kirchlicher Leitung arbeitete. Er wollte einen Jugendverband, der auf dem Gemeindeprinzip fußte und einen klaren Bekenntnisstand vertrat.

Ich hatte an einer Tagung der Gauwarte teilgenommen, die in Danzig stattfand. Die Mehrzahl der Brüder stand der BK nahe, nur einer bekannte sich als DC, allerdings, was die Sache in meinen Augen milderte, zum gemäßigten Flügel dieser »Bewegung«. Es ergab sich, daß ich öfters mit ihm in heftige Diskussionen geriet. Die anderen hielten sich zurück; theologisch standen sie wohl auf meiner Seite, beobachteten mich aber mit einer gewissen Distanziertheit. Damals irritierte mich das, im nachhinein habe ich dafür Verständnis. Als krasser »Dahlemit« und Vertreter eines radikalen Gemeindeprinzips mußte ich ihnen ja suspekt erscheinen.

Ursache für den bald danach erfolgenden »Bruch« wird wohl mein Referat im Seminar für evangelische Jugendführung gewesen sein. Da bis April 1936 noch Artikel von Kurt Aland in dem Jungenblatt »Der junge Tag« erschienen, muß der Bruch zwi-

schen dem Ostwerk und dem Bruderrat im April 1936 erfolgt sein, unmittelbar nach meinem Grundsatzreferat. Jahn empfing mich eines Morgens mit der Frage: »Hast du schon gelesen?« Ahnungslos griff ich nach dem Blatt, das er mir reichte, und las: »Mit sofortiger Wirkung ist der bisherige Gauwart Alfred Salomon seines Amtes enthoben.« Ich war sprachlos, Jahn aber grinste: »Habe das schon lange erwartet!« Er griff zum Telefon. »Habe sogleich Fritz Müller informiert, der erbat sich Bedenkzeit. Mal sehen, was er jetzt meint.«

Jahn unterhielt sich ein paar Minuten mit Müller, winkte dann mich heran. »Morgen, Bruder Salomon«, hörte ich Müllers ruhige Stimme. »Lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen. Für Sie bleibt alles wie bisher. Sie bekommen von uns Ihr Gehalt und arbeiten weiter.« Er kam auch sogleich auf das Praktische. »Ich schlage vor, daß Jahn und Sie gemeinsam alle Amtsträger des Werkes zu einer Sitzung einladen, in der die aufgebrochenen Fragen geklärt werden sollen. Sie verstehen: Wer kommt, zeigt damit, daß er zu uns steht; wer zur anderen Seite hält, wird fernbleiben.«

Das war einfach und leicht zu begreifen. Also verfahren wir so. Das Ergebnis überraschte mich, mehr als die Hälfte aller Amtsträger fanden sich bei uns in Steglitz ein. Natürlich fehlte der CVJM Wilhelmstraße, den wir von vornherein abgeschrieben hatten, da er als Freies Werk allergisch gegen kirchliche Bevormundung war, egal, ob sie vom Konsistorium oder einem Bruderrat kam. Aber die kleinen CVJM waren da, vor allem die Gruppen, die aus der Arbeiterjugend kamen: Berlin-Lichtenberg, Tegel, Hennigsdorf, Tempelhof, die aus dem Scheunenviertel und vom Gesundbrunnen und die aus Stralau. Diesmal tat mir Jahns »Siehste!« durchaus wohl.

In wenigen Minuten waren wir uns klar: Wir arbeiten weiter wie bisher, nach den Richtlinien des Bruderrates, vermeiden es aber, den Brüdern auf der anderen Seite Konkurrenz zu machen. Erfreulich, daß auch das Ostwerk, das sich der geistlichen Leitung des Bruderrates versagt hatte, nach demselben Prinzip verfuhr. Nie sind wir uns ernstlich ins Gehege gekommen.

Es wird heute wohl nicht mehr möglich sein festzustellen, wie weit auch außenpolitische Überlegungen zu meiner Entlassung aus dem Jungmännerwerk führten. Fritz Müller äußerte den Verdacht, man habe gefürchtet, ein Berliner Gauwart, der zum radikalen BK-Flügel gehöre, könne bei der großen Völkerversammlung anlässlich der XI. Olympischen Spiele zu einer Gefahrenquelle werden. Dieser Gedanke war nicht so ganz abwegig, wie es sich heute anhört. Tatsächlich hatte Hitler die Absicht, die Olympischen Spiele, die im August in Berlin stattfinden sollten, mit allen Mitteln propagandistisch zu nutzen. Ziel war, das Dritte Reich als ein Reich des Glücks und des Friedens darzustellen. Die aus aller Welt in Berlin versammelte Jugend und die Menge der ausländischen Besucher sollten den Eindruck gewinnen, alles, was an Negativem über den Nationalsozialismus im Ausland verbreitet wurde, sei nichts als Lüge und Verleumdung. Wenn diese Rechnung Hitlers aufging, dann hatte er auf Jahre hinaus freie Hand im Reich und – was erst später zutage trat – Zeit und Gelegenheit, für den Krieg zu rüsten.

Dieser einzigartige Propagandafeldzug wurde von langer Hand vorbereitet. Bereits im Juni 1935 war Diem, der Generalsekretär des Organisationskomitees für die XI. Olympiade, an das Evangelische Jungmännerwerk Deutschlands herangetreten und hatte es als wünschenswert erklärt, daß der Weltbund der YMCA möglichst viele Besucher zu den Spielen nach Berlin mitbringe. Auch hatte er die Erwartung geäußert, das deutsche Jungmännerwerk möge alles tun, die Gäste aus aller Welt angemessen zu betreuen. Es wurde zugesagt, daß »zur Ausschmückung von Clubräumen im Stil des YMCA das Nötige getan werde«. Das waren völlig ungewohnte Töne, das hörte sich nach kirchenpolitischem Tauwetter an. Da konnte man den Schlußsatz des Briefes übersehen, der lautete: »Es ist dabei selbstverständlich, daß alle Arbeiten nur in engster Fühlungnahme und im Einvernehmen mit dem Generalsekretär des Organisationskomitees getätigt werden dürfen.«

Das Ziel, das Herr Diem sich gesetzt hatte, wurde erreicht; das Jungmännerwerk setzte sich beim Weltbund energisch für eine Werbung ein, wie in der Zeitschrift »Der junge Tag«, 1936, S. 57

nachzulesen ist. Als Gegenleistung gewährte das Komitee großzügig das »Olympiazelt«, in dem sich die Angehörigen der YMCA aus aller Welt treffen konnten. Zeltversammlungen, Andachten, kirchenmusikalische Feierstunden und Gesprächskreise fanden hier statt. Es wurde eine Begegnung, wie Hitler sie sich gewünscht hatte. Alle Welt sah jetzt, wie wohlwollend die Partei der Kirche gegenüberstand. Jeder Einsichtige mußte erkennen, daß die BK keinen Grund zum Klagen hatte, daß sie vielmehr nur dann zur Ordnung gerufen wurde, wenn die in ihr aktiven reaktionären Kreise allzu frech sich zu Wort meldeten.

Diese Rechnung ging auf. Führende Männer des YMCA äußerten sich anerkennend, einige fanden sogar Worte des Lobes. Hitler hatte erreicht, was er wollte. Wäre dieser groß angelegte Bluff so gut gelaufen, wenn da im Olympiazelt der Berliner Gauwart ausgerechnet des gastgebenden Jungmännerwerks schrille Töne von sich gegeben hätte? »Friede sei ihr erst Geläutet!« hat schon Schiller gesungen. Auch die bis in den letzten Winkel der Welt dröhnende Olympiaglocke von Berlin sollte reine Klänge des Friedens ertönen lassen. Rechtzeitig weg also mit allem, was den reinen Klang hätte verzerren können! Weg mit diesem von radikalen Dahlemiten gesteuerten Gauwart, der falsche Töne hätte anschlagen können!

So etwa die Überlegungen Jahns. Ich selbst glaube nicht, daß man mich höheren Orts derart wichtig nahm. Auch kann ich mir nicht vorstellen, daß Arnold Dannenmann einem solchen Drängen der Partei gefolgt wäre. So wie ich ihn kannte – und heute noch zu ihm stehe –, gehe ich davon aus, daß er allein aus innerkirchlichen Motiven handelte. Er sah das Werk in Gefahr. Um das Werk zu erhalten, glaubte er, dem Anspruch der BK, die allein rechtens bestehende Kirchenleitung zu sein, nicht entsprechen zu können. Unterstellte er sich und das Ostdeutsche Jungmännerwerk der »Vorläufigen Kirchenleitung« der BK, dann würde Hitler – spätestens nach dem Ende der Olympischen Spiele – zuschlagen, das Jungmännerwerk der Zusammenarbeit mit den Reaktionären der BK bezichtigen und es auflösen. Ich weiß darum nicht, ob ich nicht – an Arnold Dannenmanns Stelle – ebenso wie er gehandelt hätte. Von daher muß man es

verstehen, daß Bruder Arnold und ich uns nach Ende des Krieges ohne Mißtrauen begegneten, ja, daß mein Bruder Paul und ich ihm und seinem Christlichen Jugenddorf-Werk eng verbunden sind.

Schluß mit Spekulationen, die heute niemand mehr nachprüfen kann. Sehen wir den Tatsachen ins Auge, wie sie sich uns damals darstellten. Sie waren ernst genug. Die Zusammenarbeit des Jungmännerwerks mit dem Organisationskomitee der XI. Olympiade schloß ein Mitwirken der BK aus. Die Mitglieder der YMCA aus aller Welt kamen nur mit den Offiziellen der DC-geführten Kirchenleitungen in Berührung und den Amtsträgern des Jungmännerwerks, die sich hüteten, ihre ohnehin heikle Position zu gefährden. So bot sich dem unbefangenen Betrachter aus Übersee das Bild eines glücklichen und friedliebenden Deutschland. Und wenn es uns einmal gelang, mit einem der christlichen Brüder aus der Ökumene ins Gespräch zu kommen, dann stießen wir, sobald wir unsere Bedenken gegen Hitler vorbrachten, auf Unverständnis oder gar Abwehr. Was wollt ihr nur? hieß es. Dieser Hitler ist doch ein großartiger Mann! Hat er nicht die Arbeitslosigkeit überwunden? Hat er nicht ein Volk von haßerfüllten Besiegten mit Stolz und Zuversicht erfüllt? Und gelegentlich verstieg sich ein Christ aus Amerika oder Japan gar zu dem Spruch: »Wir beneiden euch um diesen Mann! Was habt ihr nur gegen ihn?«

Ich gab es auf. Es war hoffnungslos. Hitler hatte es durch raffiniertes Taktieren verstanden, uns als reaktionäre Nörgler hinzustellen. Er selber aber stand als ein Mann da, der sich an sportlichen Leistungen ehrlich erfreuen konnte, der ein Herz für Kinder besaß, der den Frieden liebte und das Glück aller Menschen wollte. Das war für die BK das Ergebnis der Berliner Olympiade. Wir haben den falschen Eindruck, den die Welt dort gewann, nie korrigieren können. Wir waren ja nicht in der Lage, uns draußen Gehör zu verschaffen. Wenn wir aber Gelegenheit fanden, uns zu äußern, dann glaubte man uns nicht mehr. Uns erschien darum Olympia 1936 wie eine schwere Niederlage für die BK. Nun stand Hitler als ein Großer der Weltgeschichte da. Dieses falsche Denken hat, wenn ich recht sehe, lange die Welt-

öffentlichkeit beherrscht. Es wirkte in dem britischen Außenminister Chamberlain nach, der – mit Melone und Regenschirm bewaffnet – seinen Canossagang zu Hitler antrat und die Tschechen preisgab. Erst als Hitler in Polen einbrach, fiel das falsche Bild in sich zusammen. Doch zurück in das Jahr 1936!

Jetzt führte ich also nicht mehr den Titel Gauwart des Ostdeutschen Jungmännerwerks, sondern nannte mich »Beauftragter des Bruderrats für die Arbeit an der männlichen Jugend in Berlin«. So ganz exakt traf diese Bezeichnung allerdings nicht zu. Die Schüler-Bibelkreise – der BK – blieben weiterhin selbständig, geleitet von dem älteren Maltusch und mit dem Bruderrat über Hermann Ehlers verbunden. Sie arbeiteten aber eng mit mir zusammen, folgten meinen Einladungen zu gemeinsamen Gottesdiensten, luden auch mich oft zu ihren Veranstaltungen ein. Männer Ehlers schlug hier die Brücken.

Aus dem Ostwerk hatten sich etwa fünfzig Gruppen auf unsere Seite geschlagen. Die organisatorische Leitung lag bei mir, die geistliche Betreuung erfolgte weiterhin durch das Seminar für evangelische Jugendführung

Da, wo es sich um Gruppen junger Männer handelte, konnte ich offen agieren. Gefährlich wurde es, sobald ich Rüstzeiten für die unter 18jährigen Jungen halten wollte. Schon die Planung mußte in aller Stille erfolgen. Nichts Schriftliches ging hinaus, nur Kuriere stellten die Verbindungen her, luden ein, nahmen Anmeldungen entgegen und organisierten die Anreise. Schon bald hatten wir herausgefunden, wo wir am sichersten mit unseren Rüstzeiten aufgehoben waren. Ein kirchliches Heim in Ferch, am Südende des herrlichen Schwielowsees, bot sich an. Weitab von allen Ansiedlungen, ohne Verkehrsverbindung, nur mit dem Rade zu erreichen. In kleinen Grüppchen rückten die Teilnehmer an, niemand nahm von ihnen Notiz. Ich hatte die Pflingstrüstzeit dorthin gelegt, machte mich am Sonnabend früh mit Martin Hirschberg auf den Weg. Martin lenkte das Motorrad, ich hockte auf dem Soziussitz. In einem Dorf kurz vor Ferch geschah es: Ein schon am frühen Morgen Betrunkener taumelte aus einer Hecke hervor und lief uns genau vor die Maschine. Der Aufprall schleuderte mich hoch, über Martin hinweg auf die

Straße. Als ich wieder zu mir kam, beugte sich ein Polizist über mich. »Nichts passiert?« Er zwinkerte mir zu. »Dann fahren Sie rasch weiter!« Er bückte sich, half Martin, mein Akkordeon, das hinter mir festgeschnallt gewesen war, sich aber losgerissen hatte, mitsamt unseren Liederblättern zusammenzulesen und in dem Instrumentenkoffer zu verstauen. Und wieder dieses Augenzwinkern: »Schöne Lieder haben Sie da! Gefallen mir!« Ich sah nur noch, wie ein paar hilfsbereite Nachbarn den Betrunkenen davontrugen. Der Polizist hatte es plötzlich eilig. »Nun macht schon, daß ihr weiterkommt! Braucht nicht als Zeugen vernommen zu werden, habe ja selbst gesehen, wie es zu dem Unfall kam.« Da der Bowdenzug der Kupplung bei dem Sturz abgerissen war, schob der Polizist uns an, winkte uns, als ich mich umsah, noch immer nach. Es gab überall verborgene Christen, die zu uns hielten. Das hatten wir hier wieder einmal erlebt.

Wir kamen mit Verspätung in Ferch an. Doch hier hatte bereits »Tarzan« die Fäden in die Hand genommen. Tarzan! So nannten ihn die Jungen. Der Spitzname paßte, Tarzan war ein Muskelpaket, fast zwei Meter groß, wohl zwei Zentner schwer. Und behaart – nun, eben wie Tarzan. Tarzan war »vollblütiger« Jude, aber getauft und Kandidat der Theologie. Seine Kirchengemeinde hatte ihn gefeuert, die BK hatte ihn aufgenommen. Wenn ich mich nur erinnern könnte, wie sein wirklicher Name lautete! Doch mein Gedächtnis läßt mich im Stich, weil wir ihn eben immer nur Tarzan riefen. Er war bei den Jungen sehr beliebt, weil er stets freundlich und hilfsbereit war und die unbeliebten Arbeiten den anderen ohne Murren abnahm.

Tarzan also mußte für mich einspringen, da mein Arm immer ärger anschwell und ich es vor Schmerzen kaum aushielt. Erst am Pfingstmontag war ich wieder imstande, den Schlußgottesdienst zu halten. Hier sah ich Tarzan zum letzten Mal.* Bald darauf war er verschwunden. Einer Andeutung Jahns glaubte ich entnehmen zu dürfen, daß es gelungen war, Tarzan noch über

* Altbischof D. Kurt Scharf, der das Manuskript zu diesem Buch durchsah, teilte mir mit, daß jener »Tarzan« der Bruder Süßbach war, dem es gelang, sich nach England abzusetzen. Während des Krieges war er dort interniert, ist inzwischen verstorben.

die Grenze ins Ausland zu schleusen, ehe die Häscher ihn faßten. Ob du noch unter den Lebenden weilst, Tarzan?

Ein anderer Ort für unsere Rüstzeiten waren die Bodelschwingschen Anstalten in Lobetal. Hier fühlten wir uns sicher, da Pastor Braune seine schützende Hand über uns hielt. Bis Bernau reisten unsere Jungen mit der S-Bahn an, in kleinen Grüppchen, auf mehrere Züge verteilt. Erst draußen, wo der Wald begann, sammelten wir uns, marschierten auf sandigen Fußpfaden weiter nach Lobetal. Dort fielen wir nicht auf, da hier einige hundert Behinderter lebten, dazu »Brüder von der Landstraße«, wie der alte Bodelschwingsch die Landstreicher liebevoll genannt hatte. Die Begegnung mit diesen Unbehausten, mit den körperlich oder auch geistig Behinderten war für unsere Jungen immer wieder ein Erlebnis, das sie aufwühlte. Wenn Pastor Braune Einzelschicksale vor uns ausbreitete, von wundersamen Begebenheiten mit Behinderten erzählte, dann begriffen unsere Jungen, daß es kein »lebensunwertes« Leben gibt, das ausgelöscht werden müßte.

Die über 18 Jahre alten Jungmänner zu gemeinsamen Jugendgottesdiensten zu rufen war kein Problem. Mancher BK-Bruder stellte uns dafür seine Kirche zur Verfügung und räumte mir seine Kanzel ein. Ich stand aber vor großen Schwierigkeiten, wenn ich die Jüngeren zu einem gemeinsamen Gottesdienst einladen wollte. Einige Male hatten wir »Feldgottesdienste« draußen bei Nikolskoe oder im Grunewald gehalten. Jetzt wurde mir die alte Dorfkirche in Stralau angeboten. Die lag in einem Parkgelände, schien darum geeignet. Auf unterschiedlichen Linien der S-Bahn waren die Jungen angereist, saßen jetzt dichtgedrängt in der alten Kirche. Wir sangen unsere Kampflieder, die Predigt hielt ich über den 91. Psalm. Schon als ich den Text las, waren alle hellwach. Ja, das war genau unsere Situation. Und als ich den 3. Vers las, ging ein Raunen durch die Kirche. »Er errettet dich vom Strick des Jägers und von der verderblichen Pest.« Jäger? Natürlich, das war ja der Staatskommissar, der so eifrig bemüht war, unsere Kirche der Partei gleichzuschalten. Und die Pest? Nun, da konnte ja wohl kein Zweifel sein, was damit gemeint war.

Es muß doch einer dagewesen sein, der nicht dichthielt. Am nächsten Tag wurde ich zur Gestapo geladen. »Sie haben gegen den vom Führer bestellten Rechtswahrer Jäger gepredigt!« Und dann brach ein Donnerwetter los. »Das ist Volksverhetzung, Beschimpfung des Führers, Hochverrat!« Ich hatte Angst, erbärmliche Angst. Ich flüchtete mich in Ahnungslosigkeit, zog mein Perldruck-Testament aus der Tasche. »Hier, über diesen Psalm habe ich gepredigt.« Ich las vor, kam bis zum 3. Vers. Der Kommissar riß mir das Testament aus der Hand. »Tatsächlich, das steht hier wirklich: Denn er errettet dich vom Strick des Jägers und...« Seine Stimme sank zum Murmeln. Es wurde still.

Er las den ganzen Psalm. Dann schlug er das Buch zu, gab es mir zurück. In seinen Augen sah ich ratloses Verwundern. Hatte das Wort der Heiligen Schrift ihn getroffen? Er raffte sich hoch, schrie mich an: »Raus!«

Beschämt schlich ich zur U-Bahn. Ich hatte gekniffen. Daheim empfing mich Lottchen. Ich sah, wie sie aufatmete. Auch sie hatte Angst gehabt. Angst: Jedesmal, wenn man mich vorgeladen, wenn ich vorsorglich die Zahnbürste in die Brusttasche gesteckt und ein wenig zu vollmundig getönt hatte: »Keine Bange, in zwei Stunden bin ich wieder zurück.«

Sie hatte es mir nicht geglaubt, konnte es nicht glauben, kannte mich ja viel zu gut, um mir den forschen Ton abzunehmen, las vielmehr in meinen Augen die Angst. Und ebenso wie ihr ging es auch Frau Greta, Jahns Frau, und den vielen, vielen anderen Frauen. Sie saßen, warteten und bangten. Und konnten nichts für uns tun. Das war für sie das Schlimmste.

Eine Zeitlang gab es nur einige wenige Verhaftete, dann wieder folgte eine richtige Verhaftungswelle. Gewiß, es gab Anwälte, die sich ohne Furcht vor den Machthabern ins Zeug legten. Aber sie waren rar. Manche Ehefrau, deren Mann vom Verhör nicht heimgekommen war, wußte nicht, was sie tun, wie sie sich verhalten sollte. Der Altpreußische Bruderrat hatte darum ein Merkblatt herausgegeben, das die notwendigen Hinweise gab, wie im Fall einer Verhaftung am besten zu verfahren sei. Auch Lottchen hatte dieses Blatt immer griffbereit liegen. Sie hat es nie zu Rate ziehen müssen, Gott sei Dank!

Merkblatt für die Angehörigen

Ausser allem, was die Angehörigen ohnehin tun können, ist folgendes zu beachten:

1. Sofortige Ausfüllung des Fragebogens in 2 Exemplaren.
2. Aushändigung von Leibwäsche in dreifacher Zahl an das Gefängnis; dazu leichte Schuhe, durchsichtige Seife, Handtuch, Zahnbürste und andere Toilettengegenstände.
3. Aushändigung von Bibel und Gesangbuch; wo es erlaubt wird, auch Fachliteratur.
4. Falls der Verhaftete bei seiner Festnahme kein Geld bei sich hatte, ist bei der Kasse des Gefängnisses Geld einzuzahlen.
5. Sprecherlaubnis nachsuchen, möglichst sofort.
6. Zu alledem einen persönlich vertrauten und möglichst orts- und sachkundigen Pfarrer mit zu Rate ziehen.

Es ist dringend erforderlich, dass die Angehörigen bei dem Gefängnis sofort Erkundigungen einziehen, in welcher Weise sie den Inhaftierten Erleichterung aller Art schaffen können, insbesondere wann und wie oft sie ihn besuchen können. Die Erleichterungen sind verschieden, je nachdem es sich um Schutz- oder Untersuchungshaft handelt; grundsätzlich ist aber zu versuchen, das oben Angeführte zu erreichen.

Vor Beauftragung eines Rechtsanwaltes mit der Vertretung ist auf alle Fälle mit dem zuständigen Landes- bzw. Provinzialbruderrat Fühlung zu nehmen, da andernfalls der Betroffene unter Umständen die evtl. entstehenden Gerichtskosten selbst tragen muss.

Im übrigen empfehlen wir bei der Zuziehung eines Verteidigers eine etwa notwendige Auskunft bei der Vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche einzuziehen.

Fragebogen.

1. Vor- und Zuname
2. Alter
3. Stand
4. Wohnort (genaue Anschrift)
5. Tag und Stunde der Verhaftung
6. Ort der Verhaftung
7. Schutzhaft oder Untersuchungshaft?
8. Ort des Gefängnisses
9. Ist schon ein Rechtsbeistand bevollmächtigt?
10. Wenn ja – Name und Anschrift des Rechtsbeistandes
11. Sind bei der Verhaftung Gründe angegeben worden?

12. Wenn ja – welches sind die Gründe?
13. Wenn nein – welches sind die mutmasslichen Gründe?
14. Eigene Darstellung der Vorgänge, die zur Verhaftung führten
15. Ist der Verhaftete gesund?
16. Sind besondere Umstände vorhanden, die einen Haftentlassungsantrag begründen könnten? (Krankheit der Frau, des Inhaftierten oder dergleichen)
17. Wer sind die nächsten Angehörigen des Verhafteten? (Eltern – Frau – Kinder?) (d. h. wer ist Nächstberechtigter?)
18. Weitere Angaben über den Verhafteten (z. B. ob Kriegsteilnehmer oder dergleichen)
19. Treten durch die Verhaftung wirtschaftliche Notstände ein und – wenn ja – inwiefern?
20. Wie gross ist die örtliche Bekennende Gemeinde, und ist sie notfalls bereit und in der Lage zu helfen?

Ort _____ Datum _____

Unterschrift

Wie alle hätte ich – den Ausbildungsrichtlinien entsprechend – ein halbes Jahr das Predigerseminar besuchen müssen. Jahn indessen meinte, es sei unverantwortlich, die Jugendarbeit in Berlin in andere Hände zu geben oder gar ruhen zu lassen. Und der Berliner Bruderrat stimmte ihm bei. Ich wurde vom Besuch des Predigerseminars befreit. Für die Jugendarbeit war das erfreulich, für mich selber höchst riskant. Da hatten alle anderen Brüder die Möglichkeit, sich im Predigerseminar ganz konzentriert mit theologischen Fragen zu befassen und das, was sie im Vikariat erfahren, systematisch aufzuarbeiten. Ich dagegen hetzte von einer Jungenstunde zur anderen, organisierte Rüstzeiten, half, junge Mitarbeiter auszubilden, und war bemüht, auf jede nur mögliche Weise dem Netz der Gestapo zu entgehen. Wie sollte das bloß mit dem 2. theologischen Examen gutgehen?

Wieder – wie schon beim 1. Examen – meldete ich mich zur 2. theologischen Prüfung ohne jede Vorbereitung. Am 29. Juli 1937 trat ich – mit leicht zittrigen Beinen – vor das erlauchte Gremium. Die Herren Professores von einst waren nicht mehr dabei. Harder, Delius, Osterloh, Wolff, Jacob, Jacobi, Scharf und Albertz bildeten die Prüfungskommission. Für uns Prüflinge war

es nicht leicht, uns auf diese Herren einzustellen, da uns die meisten unbekannt waren. In den praktischen Fächern machte ich mir keine Sorgen, und tatsächlich erhielt ich in Seelsorge, Predigt und Katechese ein glattes »Gut«. Doch auch in den wissenschaftlichen Fächern lief es recht ansprechend, da sich einmal mehr meine vollhumanistische Schulbildung bewährte. So bestand ich auch die 2. theologische Prüfung mit dem Gesamtergebnis »Im ganzen gut«. Es war geschafft. Mit Gottes und lieber Menschen Hilfe.

Abschrift

Der Kandidat der Theologie Herr Alfred Salomon geboren am 27. Dezember 1910 zu Dirschau hat am 29. Juli 1937 vor dem Prüfungsamt Berlin Brandenburg die

zweite Theologische Prüfung
mit dem Gesamtergebnis
Im ganzen gut bestanden

abgelegt und wird durch uns hiermit nach Maßgabe des Kirchengesetzes vom 5. Mai 1927 nach Ableistung seiner Hilfsdienstpflicht gemäß dem Kirchengesetz über Verwendung von Kandidaten des Pfarramtes im Hilfsdienst der Kirche vom 4. März 1930 für befähigt erklärt zur Anstellung im geistlichen Amt.

Das bezeugen wir mit dem herzlichen Segenswunsch, daß Gott ihm zum Wollen das Vollbringen gebe.

Berlin, am 29. Juli 1937
Zeugnis Nr. 90

Die Bruderräte der Bekenntnis-
synoden Berlin u. Brandenburg

gez. gez. Jacobi DD K. Scharf

Der Kandidat der Theologie Herr Alfred Salomon hat die zweite Theologische Prüfung in Berlin am 29. Juli 1937 vor einer Kommission abgelegt, die aus folgenden Mitgliedern des Prüfungsamtes bestand: Harder, Delius, Osterloh, Wolff, Jacob.

Lieber Menschen? Einer davon war Jahn, der trotz all seiner Belastungen jede Predigt mit mir durchgearbeitet, jede Katechese und so manche Jugendstunde mitgehört und hinterher kritisch hinterfragt hatte. Ein anderer lieber Mensch war – wie konnte es anders sein – mein Lottchen. Wenn wir abends zusammenhockten oder einen freien Vormittag im Boot draußen waren, stets hatte sie auch meine Bücher dabei, mir Kirchengeschichte, Pädagogik und Kirchenrecht abgefragt. Sie hatte sogar – um meine hebräischen Kenntnisse aufzupolieren – Hebräisch gelernt. Nicht die Sprache selbst, doch immerhin das hebräische Alphabet, so daß sie die Vokabeln lesen und sich sogar in der Biblia Hebraica zurechtfinden konnte.

Mit Wirkung vom 1. August wurde ich als Hilfsprediger für die Jungmännerarbeit in Berlin eingesetzt. Ich blieb also, was ich war, nur eben jetzt wieder eine Stufe höher auf der pastoralen Leiter.

Die »Vorläufige Kirchenleitung« der BK hatte folgerichtig nach den theologischen Prüfungen auch die Ordination in eigene Regie genommen. Am 18. August 1937 wurde ich mit den Brüdern Block, Grunow, Hanse, v. d. Marwitz, Meißner und Saß in der Dahlemer Jesus-Christus-Kirche durch den Präses Jacobi ordiniert. Hier pflegte Bruder Niemöller zu predigen, seit sich die St. Annen-Kirche als zu klein erwiesen hatte. Auch bei unserer Ordination war die Jesus-Christus-Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt. Unser Ordinationsgelübde bezog sich nicht nur auf die altkirchlichen Glaubensbekenntnisse, die Confessio Augustana Invariata und die lutherischen Katechismen, sondern schloß auch die Barmer Erklärung mit ein. Überschattet wurde unsere Ordination von der Verhaftung Martin Niemöllers, die am 1. Juli erfolgt war.

Am 11. 9. 1937 führte ich meine Lotte zum Traualtar. Selbstverständlich wurden wir in der Steglitzer Lukaskirche getraut, fürbittend geleitet von unserem Bruderkreis. Der Lic. hatte Jesaja 7,9 als Trauspruch gewählt: »Gläubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht.« Unvergessen für mich sein zuckendes Gesicht, als er das hebräische »lo hä'äminu, lo nä-äminu« skandierte. Und einen anderen Satz werde ich ebenfalls nie vergessen: »Du weißt, liebe Braut, daß dein Mann als Prediger des reinen Wortes immer mit

Bruderrat
Berlin-Brandenburg
Abteilung Kandidaten.

Berlin-Spandau, am... 2. August. 1937
Brückenstr. 1.

Herrn

Pastor.. Alfred.. S. a. l. o. m. o. n. . ,

..... Bln.-Friedensau

..... Schmargendorferstr. 13. .

Nachdem Sie die 2. Theologische Prüfung bestanden haben, beruft Sie die Bekennende Kirche von Berlin-Brandenburg, in den Dienst als Hilfsdienstpflichtiger vom 1. August 1937 ab. Ein vorläufiges Zeugnis über Ihre bestandene 2. Prüfung liegt bei, das endgültige erhalten Sie erst nach Ableistung Ihrer Hilfsdienstpflicht.

Der Bruderrat beruft Sie zunächst als Hilfsprediger ^{für die Jung-}~~in der~~ ~~Pfarrsprengel~~ ~~männerarbeit~~ in Berlin., ~~Kirchensprengel~~

Sie wollen sich rechtzeitig dorthin begeben und mit dem zuständigen Bekenntnissuperintendenten und Kreisvertrauensmann baldigst Fühlung nehmen. Ihre Besoldung beträgt während der Hilfsdienstzeit 100.-RM. Sie erhalten freie Wohnung oder entsprechendes Wohnungsgeld. Die Besoldung soll grundsätzlich aus örtlichen Quellen erfolgen, so wie sie stockt, ist an uns zu berichten.

Sie nehmen in Ihrem Pfarrsprengel alle geistlichen Funktionen mit Ausschluss des Vorsitzes im Gemeindegemeinderat, worüber auf Antrag besondere Verfügung ergeht, vor.

Wir begrüßen Sie herzlich in dem Dienst am Wort und Sakrament unserer Kirche. Gott gebe Ihnen zu dem Willen das Vollbringen nach Seinem Wohlgefallen.

i. H. Kautz A.

An die

Brüder Block, Grunow, Hanse, v.d. Marwitz,
Erwin Weisner, ~~und~~ Salomon, und Saß.

Liebe Brüder!

Präses J a c o b i wird Ihre Ordination am Mittwoch,
den 18. August, abends 8 Uhr in der Jesus Christus Kirche in
Berlin-Bahlem vornehmen. Er bittet Sie, zum Ordinationsgespräch
am Rechnittag des gleichen Tages um 4 Uhr in seine Wohnung,
Berlin W 50, Achenbachstr. 18, zu kommen.

Gott segne Ihnen den Tag Ihrer Ordination und den
Dienst in unserer Kirche, den Sie nun übernehmen.

Mit herzlichsten Grüßen

Ihr
i. V. *Waldt*, Pfarrer.

einem Bein im Gefängnis stehen wird.« Das mag sich heute recht vollmundig anhören, für uns damals war es die Wirklichkeit, mit der wir rechnen mußten.

Doch zunächst erhielt ich erst einmal Urlaub für eine Hochzeitsreise. Meine Verwandten im Freistaat Danzig kannten meine Frau noch nicht, jetzt war der Zeitpunkt zum gegenseitigen Kennenlernen da. Danzig war Ausland, fiel also unter die Devisenbestimmungen. Und die besagten, daß man pro Kopf nicht mehr als 10 (in Worten: zehn) RM mitnehmen durfte. Doch das machte uns kein Kopfzerbrechen, da mein Großvater uns eingeladen hatte. Also fuhren wir mit dem Motorschiff »Hansestadt Danzig« von Swinemünde aus nach Zoppot, wo uns Großvater auf dem Seesteg in Empfang nahm.

Danzigs Bevölkerung, zu 98 Prozent deutsch, litt unter der gewaltsamen Abtrennung vom Reich. Kein Wunder, daß man Hitler zujubelte und sich von ihm die Heimführung ins Reich

versprach. Wie an so vielen Orten verband sich gerade hier die patriotische Grundstimmung mit dem, was von Hitler der »Aufbruch der Nation« genannt wurde. Natürlich suchten auch die DC von diesen Verhältnissen zu profitieren.

Bei meinem Urlaub 1936 hatte ich in den »Danziger Neuesten« den Aufruf zur Gründung einer Ortsgruppe »Deutsche Christen« in Oliva gelesen. Ich trommelte unseren Familienclan zusammen und fuhr hin. Mein Bruder Paul hatte seine HJ-Uniform angelegt, was ein wenig außerhalb der Legalität lag, weil Danzig damals noch Ausland war. Er wurde gleich nach vorn gebeten und bekam einen Ehrenplatz neben dem Kreisleiter. Wir anderen besetzten unauffällig die Hinterbänke, es konnte losgehen. Es ging los, mit einer flammenden Ansprache des Kreisleiters, immer nach dem nun schon bekannten Schema »Ein Reich, ein Führer, eine Kirche!«. Doch da war in der hintersten Reihe ein Mensch, der schrie ständig dazwischen. Und mit zunehmendem Erfolg, schon flackerte dort hinten Gelächter auf. Allem Anschein nach hatte er seine Claqueure mitgebracht, war nur gekommen, um zu stören. Doch dem werden wir's schon zeigen! Der Kreisleiter schloß seine immer stolpriger werdende Suada mit dem verheißungsvollen Satz: »Und jetzt wird ein Vertreter des jungen Deutschland dem Reaktionär da hinten zeigen, wo es langgeht!«

Paul betrat das Podium, begann leise, dann aber, als er die Aufmerksamkeit erregt hatte, brach er los: Die DC irrten sich, wenn sie meinten, sie hätten den Führer hinter sich! Der habe sich längst von ihnen losgesagt. Nur der verstiegene Ehrgeiz einiger Pfarrer halte sie am Leben. Das saß, traf es doch den Hauptredner der Tagesordnung, der noch gar nicht zu Worte gekommen war, ein DC-Pfarrer, von dem man wußte, daß er nur darauf aus war, das begehrte Pfarramt an St. Marien zu bekommen. Mit offenem Munde starrte der Kreisleiter, der DC-Pfarrer lief rot an, Paul aber schloß: »Und nun fordere ich alle, die noch das Evangelium hochhalten, auf, mit mir den Saal zu verlassen!« Wie vorher abgesprochen, stimmte ich mit unserem Familienclan das Lied »Ein feste Burg« an. Singend erhoben wir uns und formierten uns zum Auszug der Kinder Israel. Und – der altbe-

kannte Herdentrieb schlug durch – mehr als die Hälfte der Versammlungsteilnehmer schloß sich uns an. Die Gründungsversammlung der DC war geplatzt. Zurück blieb ein Häuflein Parteigenossen, die uns wütend nachstarrten. Kaum draußen, hatten Paul und ich es sehr eilig. Abgeschirmt durch unsere Sippe verdrückten wir uns und verschwanden im Dunkel der Nacht.

Wir blieben unerkant. Allerdings hatte die Sache doch noch ein Nachspiel, das für Paul hätte gefährlich werden können. Sein Vorgesetzter, der inzwischen zum Gebietsführer aufgestiegene Herr Steinacker, rief ihn zu sich: »Da liegt eine Suchanzeige der Reichsjugendführung vor.« Er reichte das Blatt Paul hin und sagte, ohne das Gesicht zu verziehen: »Prüf doch mal nach, ob der Kerl in der Berliner HJ zu finden ist. Wenn nicht, mach Fehlanzeige!« Die Beschreibung war recht genau. Kein Zweifel, Steinacker war sogleich im Bilde gewesen, hatte Paul aber gedeckt. Wieder so eine Begebenheit, die dafür spricht, daß selbst in der obersten Führung der HJ nicht alle mit den Bestrebungen der Deutschen Glaubensbewegung übereinstimmten.

Auch auf der Hochzeitsreise blieben wir vom Kirchenkampf nicht unberührt. Von Danzig aus unternahmen wir einen Abstecher nach Ostpreußen. Großvater hatte uns das Geld dafür geschenkt. Natürlich besuchten wir das Tannenbergsdenkmal, übernachteten danach in Osterode. Die Morgendämmerung brach eben an, als kräftige Fäuste an unsere Hoteltür trommelten. »Aufgemacht, Polizei!« Schlaftrunken taumelte ich hoch, während meine Frau sich tiefer verkroch. Ein Uniformierter drängte herein, hinter ihm ein Zivilist, so auffällig unauffällig, wie eben nur Gestapomänner sein können.

»Sie sind ein Spion!« brüllte der Polizist mich an. Er schwenkte unsere Pässe, die ich am Abend, wie die strengen Vorschriften verlangten, dem Hotelier abgegeben hatte. »Hier: Charlotte Voigt, ledig...« Er riß den anderen Paß hoch: »Und hier: Alfred Salomon, ebenfalls ledig.« Er verzog das Gesicht, als ob er auf Saures bisse. »Und Vikar! Natürlich: Vikar! Und das – das sind gerade die richtigen: Devisenschmuggler, Spione!« Richtig, da liefen ja gerade wieder, in der Presse genüßlich ausgeschlachtet,

Prozesse gegen Franziskaner, die Devisen ins Ausland geschmuggelt haben sollten. Aber Spion? Wie ein Blitz kam mir die Erkenntnis: Wir sind hier ja im Heilsberger Dreieck, das eben als Festung ausgebaut wird! Ich brauchte mehr als eine halbe Stunde, dem Mann klarzumachen, daß es mit unserer Identität schon seine Richtigkeit habe, wir vor zwei Wochen erst geheiratet, wegen der sofortigen Abreise nicht Gelegenheit gehabt hätten, unsere Pässe auf den neuen Stand zu bringen. Der Polizist, offensichtlich Katholik aus dem Ermland, wollte es uns nicht abnehmen. »Hier ist als Beruf Vikar angegeben, und ein Vikar darf nicht heiraten, der fällt unter das Zö-Zö-« Er fand nicht das richtige Wort, und ich dachte nicht daran, ihm zu helfen. Unbemerkt hatte der Zivilist sich aus dem Staube gemacht. Eben als der Polizist noch an dem Zölibat herumkaute, tauchte er wieder auf. »Habe telefonisch in Berlin nachgefragt, stimmt alles. Die beiden haben Anfang September vor dem Standesbeamten in Klein-Machnow die Ehe geschlossen.« Der Polizist wollte aufbegehren, doch ein kurzer Wink des Zivilisten genügte, ihn verstummen zu lassen. Wir waren wieder allein.

Und noch einmal sollten wir erfahren, wie sehr die Nazipropaganda bereits die Gemüter vergiftet hatte. Wir waren auf der Rückfahrt nach Danzig, passierten in einem Omnibus die Nogatbrücke bei Marienburg. Wegen der Devisenverbrechen, die gerade propagandistisch ausgekostet wurden, war die Zollwache durch SS-Leute verstärkt worden. Kaum hatte der kontrollierende SS-Mann meinen Paß aufgeschlagen, da schlug er auch schon zu: »Aussteigen! Leibesvisitation!« Was half's, ich mußte aussteigen, Lottchen blieb zurück. Im Wachgebäude wurde ich von oben bis unten gefilzt. Der SS-Mann befühlte meinen Anzug, ob es irgendwo knisterte, Geld versteckt sei. Nichts. Mein Portemonnaie lag ausgeleert auf dem Tisch. »Sie wollen uns doch nicht weismachen, daß Sie mit 2 Mark und zehn Pfennigen nach Danzig reisen? Sie müssen doch mehr Geld bei sich haben!« Ich war stur, dachte gar nicht daran, ihm zu sagen, daß ich ja bei meinem Großvater zu Gast sei. Laß ihn nur suchen, dachte ich mit gutem Gewissen. Am Ende wurden auch meine Schuhe noch einer genauen Prüfung unterzogen, besonders die

Absätze. Wieder nichts. Zähneknirschend ließ man mich laufen. Doch hinter mir knurrte der SS-Mann den Zöllnern zu: »Verdammt! Ich lasse mir nicht ausreden, daß dieser Kerl Devisen schmuggelt. Man kennt doch diese Pfaffen!«

So weit waren wir mit unserer deutschen Volke also schon im Herbst des Jahres 1937.

Der »Stürmer«, das Hetzblatt, das anfangs »nur« gegen die Juden zu Mord und Totschlag aufgerufen hatte, nahm jetzt auch die Pfaffen aufs Korn. Es war bezeichnend für Hitlers Hinterhältigkeit gewesen, daß er während der Olympischen Spiele den »Stürmer« der Öffentlichkeit vorenthalten hatte. Kein Besucher aus dem Ausland hatte daher sehen können, in welcher gemeiner Weise die Juden verunglimpft, verhöhnt und entehrt wurden. Doch kaum war die Olympiade vorbei, da hing der »Stürmer« wieder in jedem Kiosk und Buchladen. Jetzt zeigte er »Pfaffen« in jeder Form, als Jesuiten in wallender Soutane, als Franziskaner in schäbiger Kutte, als BK-Pfarrer, mit geiferndem Mund hochverräterische Sprüche von der Kanzel schleudernd. Steter Tropfen höhlt den Stein; ruhlos hämmernde Propaganda läßt auch starke Herzen schwach werden.

Täglich hielten wir in Niemöllers St. Annen-Kirche Fürbittegottesdienste für den Verhafteten, abwechselnd Notbundpfarrer und Kandidaten. Zum Advent 1937 schrieb ich ihm einen Brief, den auch die anderen Brüder unseres Jahn-Kreises unterzeichneten. Unter dem 2. 12. 37 antwortete mir Bruder Niemöller mit einer Postkarte. Daß ich sie noch besitze, verdanke ich dem Umstand, daß ich sie auf den Innendeckel meiner Predigtbibel geklebt hatte. Ein Gestapomann riß sie heraus, zerfetzte sie. Als er gegangen war, klebte ich die Karte wieder zusammen. In diesem Zustand ist sie mir noch mehr wert als zuvor. Absender: Niemöller DD, Berlin-Moabit. Untersuchungsgefängnis. Nr. 1325.

Das Gericht sprach ihn frei. Doch noch im Gerichtsgebäude verhaftete ihn die Gestapo erneut. Von da an galt er als »persönlicher Gefangener« des Führers. So manch einer hat seinen persönlichen Vogel. Warum sollte nicht auch der Führer einen persönlichen Gefangenen haben? Mit dieser Verhaftung hatte

Abfender: **Nieublen, D.D.**
Walter Korbis.
Wohnort, und Zähl- oder Ertragsort
Wirtspflanzungspfanzgut.
Straße, Hausnummer, Gemarkung, Gemarkungs-Postleitzahl
Nr. 1325.

Postkarte



Frans
Papier Alfred Kalmann

Carlstr. Jaffendorf.

Postfach 3.

2. 12. 37.

Lieber Bruder Kalmann!

Ich schreibe mir aus ~~Fr.~~ einem Brief mit einigen Zeilen,
da mir eine Sache war! Ich bin ja nicht leicht (wie ich immer noch nicht
überhaupt) und auf geistlichem Wege es (wie ich für meine Person
denken muss als ~~Wirtspflanzungspfanzgut~~ ~~Wirtspflanzungspfanzgut~~ auf wahren Grund
aus: wir wissen ja, daß dies der Fall) gefort. Kind 5, u. 9.

Im postlichen Briefschreiben

Walter Korbis.

alle Welt den Beweis, daß dieser Staat Hitlers kein Rechtsstaat mehr war. Doch im deutschen Volk hatte die Propaganda die Köpfe schon so vernebelt, daß nur wenige noch merkten, welch ein Wandel sich hier vollzogen hatte. Und in der Welt draußen? Da wirkte die Olympiade noch nach. Nur wenige Männer der Ökumene sahen klar, auf welchen Weg dieser Hitler sein Volk führte.

Was konnten wir für Bruder Niemöller tun? Auch im Kandidatennotbund beschäftigte uns diese Frage. Wir kamen zu einem Beschluß: Eine Kommission soll beim Reichsführer SS vorstellig werden und die Freigabe des zu Unrecht festgehaltenen Bruders Niemöller verlangen. Soweit waren wir uns einig, heikel wurde es, als sich die Frage erhob: Wer soll dieser Kommission angehören? Plötzlich war es recht still unter uns, wußten wir doch, was den Mitgliedern einer solchen Kommission drohte. Schließlich einigte man sich auf zwei Punkte. 1. Die Kommission soll nur aus zwei Brüdern bestehen. 2. Ihr gehören an: Meißner und Salomon. Ich weiß nicht mehr, warum Meißner zu diesem Himmelfahrtskommando verdonnert wurde. Auf mich verfiel man wohl, weil man wußte, daß ich einmal in der SS gewesen war. Man traute mir darum wohl zu, den richtigen Ton zu treffen.

Betontforsch, um das Zittern meiner Stimme zu unterdrücken, verlangte ich bei dem SS-Truppführer, der als Pförtner fungierte, den Reichsführer sprechen zu müssen. Er sah kaum her, griff aber immerhin zum Telefon und sprach eine Weile hinein, erkundigte sich, wes Namens ich sei, woher ich komme und was ich wolle. Daraufhin erschien ein SS-Hauptsturmführer mit silberner »Affenschaukel«, die ihn als Adjutanten eines noch höheren Dienstgrades auszeichnete.

Er musterte uns aufmerksam, bedeutete uns dann wortlos, ihm zu folgen. Vor einer hohen Doppeltür hielt er an. »Der Reichsführer ist dienstlich unterwegs.« Ein Räuspern. »Sie werden darüber bald in der Zeitung lesen. Sein Stellvertreter Oberführer Dr. Best ist aber bereit, Sie zu empfangen.« Die Tür schwang auf, der Hauptsturmführer schob uns hinein, vor uns ein Respekt einflößender Saal, ganz drüben hinter einem mächtigen Schreibtisch eine schwarze Gestalt. Es ist demütigend, über

ein Parkett zu gehen, zwanzig Schritte, immer näher an den dort hinter dem Marmortisch. Endlich hat man es geschafft, fühlt sich geschafft, ist ganz klein. Endlich hebt der dort in dem thronartigen Hochgestühl den Kopf, sieht dich aus schmalen Augen an, neigt fragend den Kopf. Du reißt dich zusammen, sagst dein Sprüchlein her, das die Brüder dir aufgetragen.

Der da sagt kein Wort, sieht dich nur an, beinah belustigt, wie es scheint. Jetzt steht er gemächlich auf, streicht sich die schwarze Maßuniform glatt, schreitet zu der Landkarte, die da an der Wand hängt. Er zeigt auf Wien, schiebt das Kinn vor. »Während Sie mich hier mit Lappalien behelligen, schmiedet der Führer das Großdeutsche Reich. In diesen Stunden vollzieht er die Wiedervereinigung mit Österreich.« Ein verächtlicher Blick. »Ihr Niemöller? Nicht mehr als ein Sandkorn im Getriebe! Er wird den Führer nicht aufhalten beim Bau des Dritten Reichs.« Ein Schnippen mit zwei Fingern. »Und nun machen Sie, daß Sie mir aus den Augen kommen!«

Einmarsch in Österreich? Es hat uns die Sprache verschlagen. Vor der hohen Tür erwartet uns der Hauptsturmführer. Ich denke, jetzt wird er uns verhaften! Doch nein, er geleitet uns die Treppe hinab. Auf dem letzten Treppenabsatz bleibt er stehen. »Sie finden den Ausgang wohl allein?« Ganz dicht tritt er heran, raunt: »Kopf hoch! Christus lebt!« Und wendet sich und geht.

Ich habe ihn nie wiedergesehen, auch nie erfahren, wie er hieß. Eins war mir klargeworden: Selbst in der Höhle der Hyänen hausten Männer, die vom Wiederkommen Christi wußten. Ein heimlicher Jünger war mir begegnet, ein Joseph von Arimathäa, ein Nikodemus. Das geschah am 12. März 1938. Am nächsten Tag prangten in allen Gazetten die Bilder vom Einmarsch in Österreich, Soldaten, die mit Blumen überschüttet werden, dichtgedrängte Massen in Wien, die dem Führer zujubeln. Und im Konzentrationslager Oranienburg saß ein persönlicher Gefangener dieses Führers und wartete auf Gerechtigkeit.

Nein, selbst in den führenden Kreisen der SS folgten nicht alle den Kündern eines neuen, nordischen Glaubens. Ich hatte Jahn über meinen Gang ins SS-Hauptquartier berichtet, auch von der seltsamen Begegnung mit jenem heimlichen Jünger. Er hörte zu,

nickte dann, fragte: »Du erinnerst dich an den Herrn, der mich neulich zu später Stunde noch besuchte?« Natürlich, er war mir aufgefallen: vornehm-lässige Erscheinung, Herrenrasse, hart gegen sich selbst und wohl auch gegen andere. Völlig ungewöhnlich die Zeit seines Besuchs, kurz vor 23 Uhr. Bruder Ernst – nach meiner Ordination hatte er mir das brüderliche Du angeboten – begann zu erzählen: »SS-Offizier bei der Leibstandarte Adolf Hitler. Kam in Zivil, nachts, weil es um – die Taufe seiner Kinder ging!« Auf Druck von allerhöchster Stelle sei er aus der Kirche ausgetreten, doch seine Kinder, die dürften nicht ungetauft bleiben! Seine Frau bestürme ihn, und sie habe recht. Aber was sollte werden, wenn es bekannt würde und man ihn zur Rechenschaft ziehe? Seine Frau habe einen Ausweg gefunden: »Wenn du auf Reisen bist oder bei einem Manöver, lassen wir die Kinder taufen. Und wenn's herauskommt, dann hast du nichts davon gewußt, erklärst, ich hätte eigenmächtig gehandelt!« Und jetzt stünde er unmittelbar vor einer Dienstreise. Darum sei er nun hier, bitte, der Herr Pfarrer möge – ohne bürokratisches Beiwerk – seine beiden Kinder taufen. Das eine sei ein Jahr, das andere schon drei Jahre alt.

»Und?« fragte ich. »Ich habe sie getauft, heimlich, hier in unserer Sakristei. Als Paten fungierten die Frauen zweier anderer Offiziere der Leibstandarte.«

Heimliche Jünger? Warum heimlich? Warum kamen sie in der Nacht? Warum bekannnten sie nicht ihren Christenglauben? Es wäre zu billig, diesen Männern Mangel an Zivilcourage vorzuwerfen. Aus der sicheren Deckung von heute läßt sich's gut Steine werfen. Versetze ich mich aber in die Lage jener Männer damals, dann muß ich ihr Verhalten anders sehen. Die meisten Offiziere der Leibstandarte waren ehemalige Offiziere des ersten Weltkriegs. Nach der Revolution von 1918 hatten sie auf der Straße gelegen, im besten Fall mit einer kümmerlichen Pension vor dem Verhungern bewahrt. Arbeit, Beruf? Sie hatten ja nichts gelernt, waren von der Schulbank ins Feld gezogen, hatten geschossen und gezittert, hatten getötet und hatten Kameraden fallen sehen. Länger als ein Jahrzehnt hatten sie danach arbeitslos dahingedämmert, hatten mit dem Schicksal gehadert, waren aus

blanker Verzweiflung dem Rattenfänger von Braunau zugelaufen. Dem kamen sie gerade recht, er brauchte sie. Jetzt waren sie wieder Offiziere, hatten Weib und Kind, waren wieder wer. Wenn ich das weiß, dann mag ich nicht den ersten Stein werfen. Ich heiße nicht gut, was sie taten; billige nicht, daß sie ihren Glauben verheimlichten. Aber ich verstehe sie. Ein offenes Bekenntnis hätte sie zurück ins Nichts gestürzt. Und alles wäre schlimmer gewesen als zuvor. Zuvor, da hatten sie ihr Los allein getragen. Jetzt trugen sie für Frau und Kind Verantwortung. Und die konnte ich ihnen nicht abnehmen. Nur wenn ich das gekonnt hätte, wäre ich berechtigt gewesen, ihnen mangelnden Bekennermut vorzuwerfen. Zu diesen heimlichen Jüngern gehörten auch jene, die Jahn über Jahre hinweg Informationen zukommen ließen, die uns vor Haussuchungen warnten und die – im äußersten Notfall – gar Beweismaterial verschwinden ließen. Ich sollte ihnen noch mehrfach begegnen.

Ich hüte mich davor, Menschen pauschal abzuurteilen. Nicht alle SS-Männer waren potentielle Verbrecher, nicht alle, die zur BK gehörten, Bekenner mit Heiligenschein. Gott hat recht verschiedenartige Schäflein in seinen Herden, bei den schwarzen wie bei den weißen Schafen. Es ist lieblos, sie alle über einen Kamm zu scheren: die Parteigenossen, die DC, die Kommunisten, die Juden. Man muß gerade als Christ lernen zu differenzieren. Das mag mühsam sein, dient aber der Wahrheit.

Auch unter den rund fünfzig Jugendgruppen, die sich mir angeschlossen hatten, bestanden erhebliche Unterschiede. Da gab es – in Steglitz und überhaupt im Südwesten – junge Gemeinden, die sich vorwiegend aus höheren Schülern rekrutierten. Die Brüder Maltusch, Erich Klapproth und Konrad Weymann, ein Sohn meines Konfirmators, bestimmten hier den Ton. Ganz anders die im Berliner Osten. Da waren die waschechten Proletarier in Stralau und in Lichtenberg, eine seltsame Mischung aus Marxismus und Pietismus. Jener kleine CVJM etwa, der sich – ich weiß nicht, aus welchem Grunde – »Boxhagen« nannte. Hilfsarbeiter, Handlanger, angelernte Facharbeiter, allesamt seit Jahren arbeitslos. Das Lesen machte ihnen Mühe, mit dem Zeigefinger folgten sie den Buchstaben, wenn sie da in

ihren Bibeln lasen. Politisch links angesiedelt, zwischen Sozis und Kommunisten, von abgründigem Haß erfüllt gegen Hitler und seine braunen Kohorten. Und zugleich seidenweiche Pietisten, die mit rührender Einfalt vom »lieben Herrn Jesus« sprachen und mit kindlicher Inbrunst beteten. Oft war ich beschämt, wie einfach sie alles sahen, mit welcher Selbstverständlichkeit sie Gott bei seinem Wort nahmen, wie inständig sie auf sein Wiederkommen warteten. Wenn ich schwach wurde, dann fuhr ich zu ihnen in die Laubenkolonie!

Immer wieder begegne ich – in Büchern oder im Fernsehen – der Behauptung, die BK sei nicht als Widerstandsgruppe zu verstehen. Sie habe lediglich in theologischen Fragen widersprochen, sei aber politisch neutral oder gar völlig uninteressiert gewesen. Nun, eine falsche Behauptung wird durch ständiges Wiederholen nicht wahrer. Tatsache ist, das muß ich bezeugen, daß sich in der BK sehr wohl auch politischer Widerstand formierte. Unsere Gruppen in Lichtenberg, Stralau und Hennigsdorf, aber auch die in Mariendorf – um nur einige zu nennen – waren durchaus nicht nur kirchlich motiviert. Kirchlicher und politischer Widerstand flossen hier in eins. Bei denen von Boxhagen und einigen anderen lebte marxistische Tradition fort. Der Geist der alten Arbeiterbewegung war in ihnen lebendig, vereinigte sich jetzt, im Dritten Reich, mit einem seltsam fundamentalistischen Bibelpietismus. Auf diese Weise erhielt ihr sozialistischer Impuls neue Kraft aus einer christlich fundierten eschatologischen Erwartung.

Unsere »Mariendorfer Löwen«, angeführt von ihrem Obmann Lakowitz, kamen wieder aus einer ganz anderen Ecke. Ihren Kern bildete ein verlorener Haufe der Bündischen Jugend. Lagerfeuerromantik, Naturnähe, so etwas wie Geheimbündelei, esoterisches Brauchtum grenzte sie gegen alle anderen Gruppen ab. »Wilde Gesellen, vom Sturmwind umweht, Fürsten in Lumpen und Loden« – das sangen sie nicht nur, das waren sie. Sie mochten selber spüren, daß sie ein paar Jahrhunderte zu spät geboren waren, fühlten sich von aller Welt verstoßen und hatten auch ein wenig Mitleid mit sich selbst. Doch dann flammte ihr Protest wieder auf, wenn sie von den Kriegen des Herrn im Alten

Testament lasen, wenn sie helle Augen bekamen über den Worten der Bergpredigt. Dann höre ich sie wieder in die Nacht hinein singen:

»Aber da draußen am Wegesrand,
dort bei dem König der Dornen,
klingen die Fiedeln im weiten Gebreit,
klagen dem Herrn unser Carmen.
Und der Gekrönte sendet im Tau
tröstende Tränen herunter.
Fort geht die Fahrt durch den wilden Verhau,
uns geht die Sonne nicht unter.«

So war unsere »Junge Gemeinde Berlin«. Wohlbehütete Jungen aus gutbürgerlichen Kreisen, daneben Nachkommen der Religiösen Sozialisten; Patrioten, die am liebsten Kaiser Wilhelm auf dem Thron gesehen hätten, und Marxisten, deren Zukunftserwartung einer klassenlosen Gesellschaft sich mit eschatologischen Bildern der Offenbarung St. Johannis verband. Unpolitische und politisch Hochmotivierte. Ein buntscheckiger Haufe am Wegrand der Geschichte. Verbunden hat uns nur eins: das abgewetzte Neue Testament, das jeder immer bei sich trug.

Ich bin mir bewußt, daß ich jetzt so etwas wie eine »Entmythologisierung« betrieben habe. Gut so! Immer wieder stoße ich auf Legenden, die man um Helden jener Tage windet. Doch keiner von uns hat Legenden verdient. Jeder hat auf seine Weise versagt. Sonst lebte er heute nicht mehr. Wer in jenen Jahren bis aufs Blut widerstand, der wurde umgebracht. Winden wir darum keine Legendenkränze. Nur Einer hat das Recht, Märtyrerkronen aufzusetzen. Und der ist barmherzig. Er, der Herr der Geschichte, kennt unsere Schwachheit. Und vergibt.

Der Abschied von der jungen Gemeinde kam jäh. Jahn war sehr ernst. »Ich wollte dich gern auch noch nach Ablauf deines Hilfsdienstjahres hier in der Jugendarbeit behalten. Doch das ist leider nicht möglich. Wie ich vertraulich erfuhr, wollen sie dich abholen. Du mußt sofort aus Berlin verschwinden. Habe schon mit Fritz Müller und Männe Ehlers gesprochen. Der Kurier hat eben deinen Marschbefehl gebracht.«

Ab nach Frankfurt (Oder)! Dort sollte ich mich bei Pfarrer Hermann melden. Für Besoldung, Wohnung und alles weitere werde der Bruderrat sorgen. Ich reiste sofort ab, im September 1938.

Überaus herzliche Aufnahme bei der Bekennenden Gemeinde in der Frankfurter Kreuzkirche, der ich als Hilfsprediger zugewiesen war. Ich hatte mich noch nicht eingerichtet, da wurde ich schon zur Gestapo zitiert. Endlose Stufen hinauf bis unter das Dach des alten Rathauses, Gittertüren, Schlösser, ein SS-Mann klappert verheißungsvoll mit dem Schlüsselbund. Dann stehe ich vor dem Kommissar. Er sieht mich neugierig an. »Das sind Sie also! Sie wurden mir schon telefonisch angekündigt.« Er sieht mich hochmütig an. »Zur besonderen Aufmerksamkeit empfohlen!« Er wühlt in einem Aktenberg. »Ihre Akte müsste eigentlich längst hier sein.« Er gibt das Suchen auf. »Lassen wir's. Sie werden hier wieder antanzen, wenn Ihre Personalakte bei mir eingegangen ist.« Drohend nun: »Verschwinden Sie!«

Meine Akte ist nie bei ihm eingetroffen. Er hat daher nichts von meinen »Vorstrafen« erfahren. Erst nach dem Kriege erfuhr ich, daß auch diesmal wieder ein »heimlicher« Jünger am Werk war. Der Kommissar in Frankfurt muß bald darauf abgelöst worden sein. Als ich zum nächsten Verhör antrat, vernahm mich ein anderer. Und der wußte nichts von einer angekündigten, aber nie eingetroffenen Akte Salomon.

Der Frankfurter Bruderrat stellte uns in der Sophienstraße eine Dreizimmerwohnung zur Verfügung, führte mich als Hilfsprediger in der Kreuzkirchengemeinde ein und trug mir die Jugendarbeit in Stadt und Land Frankfurt auf. Bald war ich wieder voll im Dienst, betreute in allen Kirchengemeinden der Stadt die neu entstandenen Jugendgruppen.

Im Bereich meiner Kreuzkirchengemeinde lag auch die Kaserne Birnbaumsmühle mit dem Artillerie-Regiment A.R.3. Kontakte zu Unteroffizieren und Wachtmeistern ergaben sich bei Taufen und Trauungen, vor allem aber über einige Konfirmanden, Kinder von Berufssoldaten. Nach einem Gottesdienst suchte mich ein junger Leutnant auf. Ob ich bereit sei, einem christlichen Gesprächskreis ein ungestörtes Zuhause zu bieten?

Ich schlug meine Wohnung vor, weil die außerhalb der Kreuzgemeinde lag, in der Sophienstraße 3, nicht weit von der Stadtmitte. Da sich das Theater und einige Lokale in der Nähe befanden, konnte es nicht auffallen, wenn von dort junge Männer in kleinen Grüppchen in die Sophienstraße spazierten.

Ein-, manchmal auch zweimal in der Woche trafen sich nun bei mir gut ein Dutzend junger Offiziere. Leitender Kopf dieser Gruppe war Leutnant von Klitzing. Nachdem meine Frau sie mit Tee und ein wenig Gebäck versorgt hatte, nahm das »Gespräch« seinen Anfang. Es ging dabei heiß her, da diese jungen Herren sich politisch hochbrisanten Fragen annahmen. Führende Generale der Reichswehr waren abgesetzt worden; Herr von Blomberg unter dem Vorwand, mit einer Dame aus der Halbwelt sich verbunden zu haben; General von Fritsch, dem man gar homosexuelle Neigungen nachzusagen bemüht war. In Wahrheit aber ging es – darüber waren wir uns alle einig – nur darum, die Hitler widerstehenden Kräfte der Reichswehr auszuschalten. Was war zu tun? Konnte ein christlich gesinnter Offizier in einer solchen Armee noch Dienst tun? Sie machten es sich nicht leicht, scheuten auch nicht vor der Frage zurück, ob Aufstand für einen Christen in solcher Lage Pflicht sei. Selbst das Thema Tyrannenmord wurde nicht ausgeklammert. Erst Jahre später wurde mir deutlich, daß wir damals dort in jenem Kreis bereits die ganze Problematik angerührt hatten, die am 20. Juli 1944 aufbrach. Alle diese jungen Offiziere – drei oder vier Adlige darunter – waren bewußte Christen, aber zugleich fühlten sie sich als politische Gegner eines Systems, das nicht nur mit brutaler Gewalt, sondern auch mit Lüge, Verleumdung und Ehrabschneiden vorging. Schwer zu sagen, ob dieser Kreis nicht vielleicht aus dem bloßen Erörtern zu handfesten Taten gefunden hätte. Die Entwicklung hätte sich in diese Richtung bewegen können. Ein fester Wille war vorhanden, erste Fühler zu anderen Regimentern wurden ausgestreckt.

Doch dann ging der Schritt der Weltgeschichte über uns hinweg. Von einem Tag auf den andern wurde unser Kreis versprengt. Klitzing rief mich an, er könne heute abend leider nicht zum Schachspielen kommen. Auch die Skatrunde müsse

ausfallen. Weshalb, würde ich in wenigen Stunden erfahren. Ich wußte es schon jetzt, hatten wir uns doch oft genug gefragt, welcher Nachbarstaat nun an der Reihe sei, ins Großdeutsche Reich heimgeführt zu werden. Da wir mit der vorbereitenden Propaganda längst vertraut waren und sie zu deuten verstanden, war klar, daß es jetzt gegen die Tschechoslowakei ging.

A. R. 3 sah ich nicht ausrücken, aber als ich am nächsten Tag Brötchen holte, rollten Kolonnen motorisierter Truppen durch Frankfurt, aus Stettin und Küstrin in Richtung Süd, die Oder aufwärts. Brach der große Brand schon los? Vielen stockte der Atem. Ein Aufatmen, als am 29. September das Münchener Abkommen geschlossen wurde. Britanniens Außenminister hatte klein beigegeben. Die Tschechei war verraten worden, mußte erdulden, daß alle Randgebiete zum Deutschen Reich geschlagen wurden. Ein Erfolg für den Frieden? Schon damals war für mich klar: Nur eine Atempause! Nun würde Hitler erst recht auf das Schwert setzen. England und Frankreich hatten sich als zu schwach erwiesen. Großmütig versprach Adolf, er sei einverstanden, wenn die Rest-Tschechei ein freies Land bliebe.

Und wieder einmal wurde ich zur Gestapo befohlen. Als »Saupfaffe« begrüßt, wurde ich wegen meiner Abkündigung der Gebetsliturgie verhört, die mir angesichts der drohenden Kriegsgefahr von der Vorläufigen Kirchenleitung zugegangen war. Ein Satz dieses Gebetes klang mir noch in den Ohren: »Wir bekennen vor dir die Sünden unseres Volkes. Dein Name ist in ihm verlästert, dein Wort bekämpft, deine Wahrheit unterdrückt worden. Öffentlich und im Geheimen ist viel Unrecht geschehen.« Wie ein Aufstöhnen war es durch die Gemeinde gegangen. »... Herr, unser Gott, wir klagen vor dir diese unsere Sünden und unseres Volkes Sünden. Vergib uns und verschone uns mit deinen Strafen.«

»Eine Sauerei ist das«, bellte der Gestapomann, »Sabotage und Landesverrat!« Derlei war ich allmählich gewohnt. Doch dann kam, was mich traf: »Sogar die hochnäsigen Herren Landesbischöfe haben das kapiert und sind von der Bekenntniskirche abgerückt.« Er sah meinen Unglauben. »Jawohl«, er blätterte in seinen Papieren, »hier habe ich's: Marahrens, Meiser und Wurm

haben schwarz auf weiß erklärt, daß sie so etwas aus religiösen und vaterländischen Gründen mißbilligen.« Und nun zog ein höhnisches Grinsen über sein Gesicht. »Und die Drahtzieher des Ganzen, diese sauberen Herren Müller, Böhm, Albertz und Fricke sind abgesetzt, ihr Gehalt gesperrt!«

Er mochte mir ansehen, daß mein Selbstvertrauen erschüttert war, warf mich kurzerhand hinaus: »Nun wissen Sie, was Ihnen blüht. Raus!« Ich habe mich, ein paar Stockwerke tiefer, erst einmal auf die Treppenstufen gesetzt und den Kopf in die Hände gelegt. Die BK-Brüder aus dem Amt geworfen. Schlimm, aber zu ertragen. Schlimmer, viel schlimmer: Die Bischöfe der intakten Landeskirchen hatten uns im Stich gelassen! Die BK war gespalten; wie ich meinte, durch Feigheit vor dem Feind. Und schon hörte ich, wie der Versucher mir über meine Schulter zuflüsterte: »Und da willst du noch deinen Kopf hinhalten, deine Frau und dein noch ungeborenes Kind aufs Spiel setzen?« Ich stürmte hinaus.

Der September war für die BK der Krisenmonat gewesen. Für mich wurde der November der Monat der Entscheidung. Es war wohl am 7. November, daß bei meiner Frau die ersten Wehen einsetzten. Dann blieben sie wieder aus, doch wir warteten gespannt, war doch die errechnete Zeit herum. Wir waren so auf uns selbst zentriert, daß wir das, was draußen vorging, gar nicht wahrnahmen. Bei uns beiden klafft für diese Tage eine Erinnerungslücke. Wir haben nicht die geringste Erinnerung an die Reichskristallnacht vom 9. November, wissen nicht, ob auch in Frankfurt die Synagoge brannte, ob es zu Pogromen kam. Am 12. November wurde dann unser erstes Kind geboren, unser Sohn Jürgen. Erst eine Woche später setzt dann wieder meine Erinnerung ein.

Dem jüdischen Ehepaar, unseren Nachbarn im 3. Stock der Sophienstraße 3, war nichts geschehen. Sie waren verschreckt, wehrten ab, als wir sie – wie bisher unter uns üblich – zu einem Kaffee einluden. Nein, sie wollten uns nicht kompromittieren, Umgang mit Juden sei ja verboten. Erst nach langem Zureden kamen sie herüber, unseren Stammhalter zu begutachten. Ruhige, gebildete Leute, die keineswegs wie die im »Stürmer«

dargestellten Juden aussahen. Mag sein, daß man sie deswegen übersehen hatte.

Angst hatte ich schon oft empfunden, doch ich war mit ihr fertig geworden, weil ich mir meines Weges sicher war. Jetzt aber fühlte ich mich unsicher, und das war schlimmer als Angst. Ich wußte nicht mehr weiter, beschloß daher, mir bei meinem väterlichen Freund Jahn Rat zu holen, und fuhr nach Berlin. Jahn hörte mich an, ohne mich auch nur einmal zu unterbrechen. Das war eine seiner Stärken. Bei ihm habe ich gelernt, daß Zuhören eine Grundbedingung seelsorgerlichen Handelns ist. Auch als ich fertig war, äußerte er sich nicht sofort. Behutsam begann er: Es falle ihm nicht leicht, mir zu raten. Er sitze fest im Pfarramt, habe eine große Gemeinde hinter sich und den starken Schutz des Beamtenrechts. Ich unterbach ihn: »Aber Fritz Müller, Fricke und andere sind amtsenthoben und –« Er winkte ab. »Sie werden vor Gericht gehen und ihren Prozeß gewinnen. Selbst wenn man sie maßregeln sollte, ihre Pension bleibt ihnen sicher.« Sein Gesicht zuckte wie so oft. »Aber ihr – entschuldige! – ihr armen Schweine habt nischt!« Er sank noch tiefer in seinen Sessel. Erst nach geraumer Zeit sprach er weiter. Niemand könne sagen, wann der Krieg ausbreche, aber daß er komme, sei todsicher. Was aber dann? Könne die BK die Verantwortung für die Familien ihrer illegalen Prädikanten übernehmen? Nein. Denn schon am Tage der Mobilmachung werde die BK aktionsunfähig werden. Jawohl, die älteren Brüder, die ja meist als Reserveoffiziere aus dem Weltkrieg heimgekommen, würde man sofort reaktivieren, uns junge Kerle aber als billiges Kanonenfutter an die Front werfen.

Ich war betroffen. So schwarz hatte ich die Zukunft nicht gesehen. Doch Jahn dachte schon weiter. Gleich am ersten Kriegstage werde die BK organisatorisch zusammenbrechen; ganz einfach, weil dann niemand mehr da sei, der sie zusammenhält, Spenden und Kollekten sammelt, Gehälter und Unterstützungen auszahlt. Er nickte mir zu. Meine Frau werde dann von der NSV dienstverpflichtet, mein Filius in einen ideologisch braun durchtränkten Kindergarten gesteckt.

Das also war's, so einfach.

Plötzlich wurde er lebendig. Fritz Müller habe bereits seinen Gestellungsbefehl für den Tag der Mobilmachung, als Hauptmann. Viele andere Brüder seien in der gleichen Lage. Unter diesen Umständen sei es unverantwortlich, uns junge Illegale und unsere Familien unversorgt zu lassen. »Weißt du eine Pfarrstelle, um die du dich bewerben könntest?« »Nein, und selbst wenn ich eine wüßte, hülfe mir das nichts, da das Konsistorium mich ja nicht in seinen Listen führt.« Um seine Augen zuckte es. »Sachte! Zuerst heißt es, einen Patron oder einen Kirchenvorstand finden, der dich wählt und vorschlägt. Erst dann, sozusagen im zweiten Takt, kommt das Konsistorium an die Reihe. Und die sind, wie ich zuverlässig weiß, durchaus bereit, goldene Brücken zu bauen.« »Nun, da habe ich andere Erfahrungen gemacht!« widersprach ich und erzählte ihm, wie ich – schon lange vorher – mit Konsistorialrat Eckert zusammengeraten war. Lic. Fricke – der jetzt seines Amtes enthobene Pfarrer von Golgatha, Berlin-N – hatte mich durch seinen Kirchenvorstand zum Jugendwart der Golgatha-Gemeinde wählen lassen. Im Haushaltsplan der Gemeinde war ein Gehalt für diese Planstelle vorgesehen, doch das Konsistorium hatte die Gehaltsanforderung des Kirchenvorstandes abgewiesen. Ein Herr Salomon sei ihnen unbekannt, er möge sich erst einmal beim Konsistorium vorstellen. Auf Frickes Anraten war ich hingefahren und von dem DC-Mann Eckert empfangen worden. Er verhiess mir Auszahlung des Jugendwartgehaltes, sofern ich mich zu unbedingtem Gehorsam gegenüber der Behörde verpflichtete. Und als ich einwendete, das könne ich nur, soweit ich mein Gewissen nicht belastete, hatte er mich vor die Tür gesetzt: »Junger Mann, lernen Sie erst einmal Gehorrsam!«

Jahn lächelte nicht einmal, als ich das rollende R des Herrn Konsistorialrats nachahmte. Fast unwillig schüttelte er den Kopf: »Dein Ansprechpartner wird Kegel sein, und der ist, wie dir bekannt sein dürfte, mit seinem Herzen auf unserer Seite.« Stimmt, es war allgemein bekannt, daß dies auch der Grund dafür sei, daß Kegel noch immer nicht, wie es ihm längst zugestanden hätte, Oberkonsistorialrat war. Als ich mich von Jahn verabschiedete, riet er: »Beschlafe die Sache, aber entscheide dich bald! Viel

Berlin den 9. August 1938

Lieber Bruder Salomon!

Weil Sie ja nun bald ein neues Feld des Wirkens finden wird deshalb nun Ihre Arbeit an der männlichen Jugend unserer Golgethagemeinde nicht fortsetzen können, möchte ich Ihnen zum Abschied noch ein herzliches Wort des Dankes schreiben.

Sie haben in der Jugendarbeit unserer Gemeinde nicht nur vorzügliche Aufbauarbeit geleistet; Sie haben sich zugleich mit vorbildlicher Selbstlosigkeit für Ihre Sache eingesetzt, obwohl Sie wußten, wie fraglich ist, ob wir in dem Kampf um das Forum bestehende zum Ziele kommen. Der Kampf soll fortgeführt werden. Zudem ich Ihnen diese Dankesworte schreibe, bei ich gewiß, daß dieses auch im Sinne meiner Amtsbrüder und des Presbyterates unserer Gemeinde geschieht.

Möge Gott Ihnen in Ihrer neuen Arbeit viel Freude und Kraft schenken!

Hör
H. P. Fricke -
Pfarrer der Golgethagemeinde.

Zeit bleibt uns nicht mehr. Und ist erst mal Krieg, dann bist du Soldat und die BK aktionsunfähig!« Das war hart, aber wohl realistisch.

In Frankfurt suchte ich Superintendent von Hase auf. Er gehörte zwar nicht dem Notbund an, hatte aber für uns ein Herz. Ich wagte es daher, ganz offen zu ihm zu sprechen. Zu meiner Überraschung zeigte er sich keineswegs erstaunt, erwiderte vielmehr: »Ich habe mir auch schon Gedanken gemacht, was aus euch jungen Brüdern werden soll.« Er zögerte, ehe er fortfuhr. »Hier in der Stadt Frankfurt ist nichts zu machen, da die Stadt das Patronatsrecht hat und der Bürgermeister als Parteigenosse niemals einen Pfarrer präsentieren wird, der zur BK gehört. Doch warten Sie: Mein Amtsbruder Mueller in Libbenichen sprach vor ein paar Tagen davon, daß eine seiner Pfarrstellen –« Und schon hatte er den Telefonhörer in der Hand und drehte die Wählscheibe. Kurzes Fragen und Antworten, wobei von Hase mir zublinzelte. Als er auflegte, verkündete er: »In Treplin ist die Pfarrstelle neu zu besetzen. Der Kirchenpatron, ein Herr von Burgsdorff, hat beim Konsistorium durchgesetzt, daß der bisherige Trepliner Pfarrer – ein strammer DC – in eine andere Gemeinde berufen wird. Und nun will Burgsdorff unbedingt einen Mann der BK haben.« Er hatte schon wieder das Telefon in der Hand, wählte und reichte mir dann den Hörer herüber. Herr von Burgsdorff war am Apparat. Wir wechselten nur wenige Sätze, dann waren wir uns einig: Ich sollte mit Zeugnisabschriften bei ihm vorsprechen.

Es war ein strahlend klarer Januarmorgen 1939, als ich mich mit meinem Rad auf den Weg machte. Es waren nur sieben Kilometer bis Treplin, doch die Chaussee lief schnurgerade über Berg und Tal, eine Qual für den Radler. Ausgefroren und trotzdem verschwitzt, kam ich in Treplin an und wurde sofort vom Baron empfangen. Wir gefielen uns auf den ersten Blick. Er war damals ein drahtiger, etwas nervöser Vierziger, Rittmeister der Reserve, Sproß alten brandenburgischen Adels. Als er mich zum Mittagessen einlud, waren wir uns schon einig: »Nächsten Sonntag halten Sie Ihre Probepredigt, ich präsentiere Sie dann sofort dem Konsistorium.« »Die werden abwinken: Ein Alfred

B e s c h e i n i g u n g .

Als Kirchenpatron der Kirchen Hohenjesar und Treplin, Kreis Lebus, veranlasste ich 1938 die Abberufung des damals dort amtierenden Pastors Langer durch das Konsistorium der Mark Brandenburg. Seine Abberufung gelang mir mit vieler Mühe, weil Pastor Langer als Angehöriger der Glaubensbewegung "Deutsche Christen" von den damaligen Behörden und Parteistellen starke Unterstützung erhielt.

Um die vakant gewordene Pfarrstelle bewarb sich unter Anderen Herr Pastor Alfred S a l o m o n . In meiner Eigenschaft als Kirchenpatron präsentierte ich ihn dem Konsistorium der Mark Brandenburg, weil mir Pastor Salomon als eifriger und Tätiger Angehöriger der " Bekennenden Kirche " bekannt war. Meine Präsentation war trotz vieler Widerstände der massgeblichen Stellen gegen Pastor Salomon, der nach damaligen Begriffen als "politisch unzuverlässig " galt, erfolgreich, zumal nachdem ich damit gedroht hatte, ihn im Falle seiner Ablehnung dennoch gegen den Willen des Konsistoriums berufen und auf meine eigenen Kosten anstellen zu wollen.

Ich bescheinige mit bestem Gewissen, dass Herr Pastor Salomon während seiner Amtstätigkeit innerhalb meiner Patronatsgemeinden als alter BK-Mann stets fest zu Bibel und bekennender Kirche gestanden hat. Gerade wegen seines immer offenen und mutigen Bekenntnisses, sowie seiner seiner offen gezeigten antinazistischen Haltung wurde Pastor Salomon zu wiederholten Malen bei der Gestapo angezeigt und von dieser verhört.

H. Burgsdorff-Hohenjesar

den 30.4.1946.

Kirchenpatron v. Treplin u. Hohenjesar

Salomon steht nicht in unserer Liste der wahlfähigen Geistlichen!« Der Baron hob sein Glas: »Dann trete ich aus der Kirche aus und stelle Sie als meinen Hofkaplan an!« Er blinzelte mir zu. »Verlassen Sie sich drauf: Das, was ich jetzt an Kirchensteuer zahle, reicht aus für ein Pastorengelalt.«

Es lief alles genau, wie Herr von Burgsdorff es programmiert hatte. Auf seine Ankündigung, mich, falls man seiner patronatischen Präsentation nicht folge, auf seine Rechnung anzustellen, reagierte das Konsistorium versöhnlich und bat, ich möge doch aber einmal dort vorsprechen und mich vorstellen. Dazu war ich natürlich gern bereit. Das war ja mehr oder weniger eine Sache des Anstands. Ich fuhr also am 4. Februar nach Berlin und stellte mich in der Lindenstraße vor. Konsistorialrat Kegel empfing mich mit dem zweiten Frühstück: »Sie sind doch sicher sehr früh aufgebrochen!« Das stimmte, ich langte also kräftig zu. Bald fand sich auch noch Professor Richter ein, den ich ja von meinem 1. Examen her kannte. Wir frühstückten gemeinsam und unterhielten uns über dies und das. Heikle Fragen wurden vermieden,

vor allem Richter suchte die Unterhaltung zu versachlichen. Unvermerkt brachte er das Gespräch auf mein 2. Examen. Wer mich da geprüft habe und wonach ich gefragt worden sei? Das Gespräch verlief so angeregt, daß ich einen jungen Mann kaum wahrnahm, der sich drüben in der anderen Ecke des Raumes niedergelassen hatte und schrieb. Ich schrak hoch, als Kegel auf die Uhr sah und bemerkte: »Nun aber genug!« Er reichte mir die Hand und bedankte sich, daß ich mir den weiten Weg gemacht hatte.

Drei Wochen später erreichte mich ein amtliches Schreiben, in dem mir kundgetan wurde, daß ich am 4. Februar die außerordentliche zweite Prüfung abgelegt und nunmehr in die Liste der wahlfähigen Geistlichen aufgenommen sei. Der Baron gratulierte mir dazu, ich aber tobte. Sobald ich mich freimachen konnte, fuhr ich nochmals nach Berlin und stellte Kegel zur Rede. Unbewegt nahm er meinen Zornausbruch zur Kenntnis. Mir schien, als blicke er traurig. Hatte ich ihm Unrecht getan? Als ich ausgetobt hatte, begann er – zögernd und sehr leise – zu sprechen. Er habe befürchtet, daß ich so reagieren könne. Und dennoch habe er sein Vorgehen nach sorgfältigem Abwägen für richtig gehalten. Nur auf diese Weise sei allen Beteiligten ihr Recht geworden: mir, dem Patron und auch dem Konsistorium. Und wenn ich jetzt noch meinte, er habe unaufrichtig an mir gehandelt, dann wolle er diesen Vorwurf tragen und auf sein Gewissen nehmen. Das möge ich ihm bitte glauben.

Ich war verwirrt. Ich habe Kegel nur noch einmal wiedergesehen. Und da tobte bereits der Krieg. Da erst begriff ich, Kegel hatte mir, wie Jahn vorausgesehen, eine goldene Brücke gebaut. Was mich schließlich doch versöhnlich stimmte, war der in der Wahlfähigkeitsurkunde enthaltene Satz: »Wir setzen voraus, daß Sie unbeschadet Ihrer theologischen und kirchlichen Überzeugung bereit sind, das Konsistorium als ihre vorgesetzte Dienstbehörde anzuerkennen.« Unbeschadet meiner theologischen und kirchlichen Überzeugung! Das war ein geradezu unerhörter Passus, hatte sich doch damit das Konsistorium dazu bequemt, mich als Mann der Bekennenden Kirche zu akzeptieren.

Evangelisches Konsistorium
der Mark Brandenburg

Berlin SW 68, den 24. Februar 1939.
Studenstraße 14
Berufsgewerke: 17 80 81

R. VII Nr. 1239

Bei Antwortung wird um Angabe der
Geschäftsnummer gebeten.

*h. v. f. p. 26/2
H.*

Nachdem Sie auf Grund der Verordnung betreffend Aufnahme der von einer nichtamtlichen Stelle geprüften Theologen in den landeskirchlichen Dienst vom 26. Februar 1938 (Gesetzblatt der Deutschen Evangelischen Kirche 1938 Seite 16/17) am 4. Februar 1939 die ausserordentliche zweite theologische Prüfung vor dem Theologischen Prüfungsamt bei dem Evangelischen Konsistorium der Mark Brandenburg bestanden haben, wird Ihnen hierdurch gemäss § 17 Absatz 2 des Kirchengesetzes vom 5. Mai 1927 die Befähigung zur Anstellung im geistlichen Amte erteilt.

Der bereits abgeleistete Hilfsdienst und die vollzogene Ordination werden hierdurch anerkannt.

Wir setzen voraus, dass Sie unbeschadet Ihrer theologischen und kirchlichen Überzeugung bereit sind, das Konsistorium als Ihre vorgesetzte Dienstbehörde anzuerkennen und die in der Evangelischen Kirche der altpreussischen Union geltende Ordnung zu wahren.

In Auftrage
gez. Lic. Dr. Kegel.

Herrn

Pastor Alfred Salomon

Frankfurt/Oder

Sophienstr. 3,

.Sup. Frankfurt I.

Superintendent Mueller, der mich in Treplin einführte, machte mich beim Festessen, das der Baron uns gab, auf diesen Satz aufmerksam. Ob Kegel ihm einen Wink gegeben hatte? Anfang April zogen wir nach Treplin in das vom Baron auf unseren Empfang gut vorbereitete Pfarrhaus. Schon bei meinen Antrittsbesuchen stellte ich zu meiner großen Freude fest, daß auch die Patrone der angeschlossenen Filialdörfer zur BK gehörten. Peter von Stünzner auf Sieversdorf und seine Gattin haben mich ebenso unterstützt wie die verwitwete Frau Richter in Petersdorf. Burgsdorff und Stünzner waren Reserve-Offiziere, auch alle drei Söhne von Burgsdorffs und der Sohn der Patronin Richter. Doch keiner von allen gehörte der Partei an. Im Gegenteil, sie standen Hitler mit betonter Distanz gegenüber. Auch in den Kirchenvorständen fand sich, wie ich sah, kein Parteigenosse, einige Kirchenvorsteher machten aus ihrer Abneigung gegen Hitler keinen Hehl. So kam es, daß schon nach wenigen Wochen der Kirchenbesuch in erstaunlicher Weise zunahm und ich in Treplin wie in Sieversdorf die Jugendarbeit beginnen konnte. Doch gerade die, die dem System ablehnend gegenüberstanden, spürten tiefe Unruhe. Zu deutlich standen die Zeichen auf Sturm. Spätestens im März, als Hitler auch die Rest-Tschechei besetzen ließ, war deutlich geworden, daß nun der Krieg wohl kaum noch zu vermeiden sei. Zu offensichtlich hatte Hitler sein Wort gebrochen, das er beim Abschluß des Münchner Abkommens gegeben hatte. Die Welt erkannte jetzt endlich, daß dieser Mann ein Verbrecher war.

Ich hatte indessen kaum Zeit, mich um die Vorgänge in der Welt zu kümmern. Die Arbeit in meinen vier Gemeinden nahm mich vollauf in Anspruch. Dank der Unterstützung der Kirchenvorstände wie auch vor allem der Patrone blühte das kirchliche Leben auf. In wenigen Wochen sammelte sich im Pfarrhaus die Jugend zu Jugendstunden und Bibelabenden. Unmittelbar vor Kriegsausbruch kamen fast drei Viertel aller Jugendlichen zu den Veranstaltungen. Die Partei? Der Ortsgruppenleiter Birkholz in Altzeschdorf hielt sich zurück, Ortsbauernführer Schönfeld kam oft zum Gottesdienst, seine Töchter machten in der Jugendgruppe eifrig mit. Auch Sohn und Tochter meines Nachbarn, des

Gastwirts Böttcher, kamen regelmäßig. Anfangs war ich ihnen gegenüber mißtrauisch, da Vater Böttcher pensionierter Kriminalbeamter war und zudem in der Partei einige Ämter bekleidete. Doch fand ich bald heraus, daß seine Kinder und auch seine Frau auf meiner Seite standen. Von seiten der Partei hatte ich also kaum etwas zu befürchten.

Der Schlag kam von draußen. Nach dem Reden des Führers durften wir Zeugen einer großen Zeit sein. Große Zeiten sind – aber das sagte er nicht – allemal solche, bei denen der Mensch unter die Räder kommt. Zuerst waren die Österreicher unter die Räder gekommen, dann – in Salamitaktik – die Tschechen, jetzt waren die Polen an der Reihe. Zu spät merkten die Deutschen, daß auch sie unter die Räder gekommen waren. Meine Einberufung flatterte ins Haus: Artillerie-Kaserne Birnbaumsmühle in Frankfurt. Ich fuhr mit dem Rade hin, den Pappkarton mit meinen Siebensachen auf dem Gepäckträger. Der Spieß, »Hauptwachtmeister-Diensttuer« Behrendt, machte große Augen: »Sie, Herr Pastor?« Ich hatte in der Kreuzkirche seinen Ältesten konfirmiert.

Von der Musterung habe ich schon erzählt. Dank Nierenoperation G.v.H. »Garnison verwendungsfähig Heimat«. Am nächsten Morgen in aller Frühe: »Heraustreten! Der Führer spricht!« Die krächzende Stimme aus dem Lautsprecher: »Seit heute früh 4.45 Uhr wird zurückgeschossen!« Lähmendes Schweigen auf dem Kasernenhof. Aus den Augenwinkeln sah ich mich um. Meine eigenen Gemeindeglieder – vierzehn zusammen mit mir – kannte ich. Keiner unter ihnen, den ich einen begeisterten Nazi hätte nennen dürfen. Zwei allerdings waren Parteigenossen. Aber auch sie nagten jetzt auf den Lippen. Krieg! Das war etwas anderes als eine frischfröhliche SA-Übung. Kein Sandkastenspiel mehr. Jetzt wurde scharf geschossen und echt gestorben.

Unwillkürlich stiegen in mir die Bilder auf, die ich vom Kriegsausbruch 1914 in Erinnerung hatte: erregte Menschen, ein Laufen, Lachen und Jubeln. Wir waren zum Opa Salomon in die Rathenower Straße hinübergelaufen. Onkel Hugo und Tante Dora, die Geschwister meines Vaters, waren auch da. Und alle umdrängten den Großvater, den altgedienten Soldaten, den

Herrn Rechnungsrat. Sie redeten durcheinander, und von draußen, von der Straße her, kam Lärmen und Rufen. Der Alte tätschelte meinen Kopf: »Es gibt Krieg, Bub! Du weißt ja, die Feinde haben den Freund unseres Kaisers erschossen.« Das hatte er mir schon vor Tagen erzählt. »Was ist Krieg, Opa?« Der Alte lachte bitter auf: »Da schießen sie alle aufeinander!« »Sie schießen sich tot?« Der Alte hatte nur genickt.

Und dann kam der Krieg. Als es dunkel geworden war, quoll er aus der Kaserne in Moabit. Lustig zuerst, mit Tschingbum, Trompeten und Schellenbaum. Soldaten, Soldaten, ganz in Grau, Blumen auf den Läufen der Gewehre. Sie sangen, und die vielen Menschen, die ihnen zuwinkten, sangen mit. Sie jubelten, sie fielen sich in die Arme, steckten den vorbeimarschierenden Soldaten Blumen zu, Zigarren, Schokolade. Sie waren alle wie verrückt.

Ganz anders jetzt, am 1. September 1939. Kein Ruf, kein Heil! Schweigen, eisiges Schweigen. Jedenfalls dort bei uns in Birnbaumsmühle.

Gleich nach der Führerrede wurden wir eingekleidet. Mich holte Behrendt freudestrahlend in seine Schreibstube. »GvH, Herr Pastor?« Er verbiß sich ein Lachen, schnauzte scheingrimmig: »Kanonier Salomon, in die Schreibstube ab, marsch, marsch!« Die anderen aus meiner Gemeinde wurden auf die Batterien verteilt, als Kanoniere, Fahrer vom Bock oder Fahrer vom Sattel. Unsere Feldhaubitzen waren ja noch mit je sechs Pferden bespannt. Keiner von ihnen kam zurück, sie alle sind im Kriege geblieben.

Der dauerte länger, als ich erwartet hatte. Als ich Abschied nahm, hatte ich Lottchen getröstet: »Weihnachten bin ich wieder zurück.« Sie hatte mich nicht verstanden, ich erklärte ihr: »Bis dahin haben die anderen uns fertiggemacht.« Davon war ich überzeugt, sah ich doch, wie sehr alles improvisiert war, wie unzulänglich die Ausrüstung, wie unvollkommen die Ausbildung. Wirklich Verlaß war doch nur auf die Alten der Reichswehr und allenfalls auf die zwei Jahrgänge, die schon gedient hatten. Wenn die Engländer und Franzosen sofort zuschlugen, solange wir noch in Polen zu tun hatten, dann waren wir in drei Monaten

am Ende. Es wird wohl immer ein Rätsel bleiben, warum die Alliierten, die über 137 kampfstarke Divisionen verfügten, damals nicht über die 33, nur behelfsmäßig ausgerüsteten deutschen Divisionen herfielen. Aber nein, sie standen da und sahen zu, wie Polen unterging. So, wie sie auch zugesehen hatten, als die Tschechoslowakei unterging.

Ich war also Weihnachten nicht zu Hause.

Behrendt blinzelte mir zu: »Sie sollen sich beim Abteilungskommandeur melden.« Er knurrte: »Hoffentlich schnappt der Sie mir nicht als Schreiber weg; wo Sie sich doch so schön hier eingearbeitet haben.« Eingearbeitet? Das hieß ganz schlicht, daß ich ihm alle Schreibarbeit abnahm. Verständlich, daß er mich da behalten wollte.

Koppel umgeschnallt, mit Stahlhelm bewehrt, meldete ich mich in vorgeschriebener Form beim »Alten«, damals Major Krüger. Reserveoffizier aus dem ersten Weltkrieg, Parteigenosse und Suffkopp. Nun, von seiten der Partei war nichts zu befürchten. In der Wehrmacht war man vor ihr sicher. Auch ein Grund, weshalb mancher, hinter dem die Partei her war, sich zum Dienst in der Wehrmacht gemeldet hatte. Ich trat also forsch ein und knallte die Hacken zusammen, daß die Sporen nur so rasselten. Wirklich komisch, daß derartige Mätzchen bestimmten Typen immer wieder Freude machen! Dem Kommandeur jedenfalls machten sie Freude, sein vom Schnaps gerötetes Pferdegesicht zog sich noch mehr in die Länge. »Die Wehrersatz-Inspektion äußert den Wunsch, daß ich Sie für den Dienst in Ihren Gemeinden, soweit der Dienst es erlaubt, freigebe.« Ich ließ mir nichts anmerken, freute mich aber mächtig, daß der Baron das so fein eingefädelt hatte. Er war ja, seit man ihn eingezogen hatte, zum Major befördert und zum Leiter der Wehrersatz-Inspektion ernannt worden. Jetzt kam es aber darauf an, wie der Herr Abteilungskommandeur der »leichten Artillerie Ersatzabteilung 168« darauf reagierte. Offensichtlich in unserem Sinne, vielleicht, weil er einen netten Herrenabend im Kasino winken sah? Er lehnte sich zurück, drehte Däumchen. »Habe mir die Sache durch den Kopf gehen lassen.« Er räusperte sich umständlich. »Ließe sich vielleicht machen: Urlaub von Freitag nach Dienst-

ende bis Montag zu Dienstbeginn?« Ich biß die Zähne zusammen, um meine Freude nicht zu zeigen. Und zugleich erkannte ich, daß er noch etwas in petto hatte: »Äh, allerdings geht das nur, wenn Sie nicht in der Batterie Dienst tun.« Er klatschte in die Hände. »Also gut, Sie werden mit sofortiger Wirkung in meinen Abteilungsstab kommandiert, kommen hier auf die Planstelle des Ia.« Er schien ein Mann rascher Entschlüsse: »Setzen Sie sich hin, schreiben Sie!« Und schon diktierte er mir die Abkommandierung ins Stenogramm. »Fertig?« Ein Wink zum Vorzimmer. »Dann setzen Sie sich gleich an die Schreibmaschine und fertigen Sie das aus.« Er grinste. »Ihre erste Diensthandlung als Abteilungsschreiber Ia.« Leid tat mir nur Hauptwachtmeister Behrendt, dem jetzt eine steno- und schreibmaschinenkundige Kraft fehlte.

Von nun an fuhr ich jeden Freitagabend nach Treplin hinaus, hielt sonnabends Unterricht, machte Hausbesuche und nahm Trauungen vor; sonntags drei, manchmal auch vier Gottesdienste, am Montag vor Tau und Tag zurück in die Kaserne. Der Baron als mein Patron hatte es geschafft: Seine Gemeinden wurden wieder kirchlich versorgt, allerdings nur recht notdürftig. Aber schließlich war ja Krieg.

Schon nach wenigen Wochen nahm mich Frau von Stünzner, die Patronin von Sieversdorf, beiseite. »Herr Pastor, so geht das nicht weiter, Sie machen sich ja kaputt!« Und dann bot sie mir ihren Sportwagen an, einen Fiat »Balilla«, Kabrio, Baujahr 34. Sie machte mir einen »Preis unter Brüdern«, ich bekam den Wagen fast geschenkt, er hat mir den ganzen Krieg über treue Dienste geleistet, uns auch im März 45, als Frankfurt zwangsweise geräumt wurde, heil nach Niedersachsen gebracht.

Nun fuhr ich also jeden Montagfrüh im sportlichen Kabriolett in Birnbaumsmühle vor. Ein paarmal geschah es, daß ein voreiliger Wachhabender die Wache heraustreten ließ, um dem vorfahrenden Kanonier zu salutieren. Peinlich für den Wachhabenden, daß einmal gleich hinter mir der Major einfuhr, der ihm ein »heiliges Donnerwetter« verpaßte.

Wieder einmal war der Kommandeur nach Hause gefahren, hatte die Abteilung seinem Adjutanten anvertraut. Kaum war der

»Alte« fort, winkte mich der Adju, Oberleutnant Kühn, zu sich herein. Er empfing mich – ganz gegen die Kleiderordnung – mit Handschlag. »Bitte, nehmen Sie doch Platz!« Offensichtlich hatte er etwas Persönliches auf dem Herzen. »Sie können schweigen?« »Ich denke doch, Herr Oberleutnant!« »Dann lesen Sie bitte!« Er schob mir eine Akte herüber, eine »Geheime Kommandosache«, wie ich am Umschlag erkannte. Von Kolonien in Afrika war die Rede, von den ehemaligen englischen, französischen und belgischen Kolonien, von einem deutschen Kolonialreich, das vom Nil bis an den Kongo und vom Indischen bis zum Atlantischen Ozean reichen werde. Eine große und verantwortungsvolle Aufgabe für strebsame und energische junge Beamte, dies Riesenreich zum Nutzen Großdeutschlands zu verwalten! Darum sei es angebracht, wenn sich Beamte des nachgeordneten Bereichs, die für eine solche Aufgabe geeignet seien, jetzt schon meldeten.

Ich war wie betäubt, suchte meine Gedanken zu ordnen. Herr Kühn, der Adju, hatte zwölf Jahre bei der Reichswehr gedient, die 1. Verwaltungsprüfung abgelegt und war dann als Justizsekretär bei einem Amtsgericht eingestellt worden. Selbst wenn er diesen Krieg heil – »Nun?« Seine Frage schreckte mich auf. Was sollte ich ihm sagen? Daß ich dies hier für Größenwahn hielt? Daß schon die alten Griechen ein Sprichwort hatten: »Wen die Götter verderben wollen, den verblenden sie«? Welch eine Hybris! Im Frühsommer 1940 schon die Kolonien der Alliierten aufteilen und die Verwaltung organisieren! Ich suchte nach Worten, stieß hervor: »Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich – ich würde mich melden.« »Ah, Sie halten diese Laufbahn für aussichtsreich?« »Das, das kann ich nicht beurteilen. Ich meine nur: Ihre Meldung dürfte bei Ihren Vorgesetzten guten Eindruck machen, und –« Nein, was ich sonst noch dachte, durfte ich nicht sagen. Es war lebensgefährlich. Doch er drängte: »Und? Was und?«

Ich holte Luft, fragte: »Können Sie schweigen, Herr Kühn?« Er stutzte, sah mir in die Augen, schien zu verstehen! »Ich werde schweigen wie ein Grab. Ehrenwort!« Ehrenwort, das gab den Ausschlag, ich wagte es: »Sie werden nie in die Lage kommen, diesen Dienst im Kongo oder sonstwo antreten zu müssen.« Eine

Welle widersprüchlicher Empfindungen lief über sein Gesicht. Jetzt biß er die Zähne zusammen, raffte die Akten an sich, stieß hervor: »Ich habe Sie nicht verstanden, Salomon.« Er hatte sehr wohl verstanden. Er erhob sich, reichte mir die Hand. »Wir sind uns einig: Dieses Gespräch hat nicht stattgefunden.« Ich haute die Sporen zusammen und klirrte hinaus.

Ich habe ihn später noch einmal wiedergesehen. Das war nach Stalingrad, als im Wehrmachtsbericht immer wieder von erfolgreichen Absetzbewegungen und Frontbegradigungen die Rede war. Ich traf ihn auf der Vorderplattform der Frankfurter Straßenbahn. Sein Heimaturlaub war zu Ende, erzählte er mir, jetzt mußte er wieder zurück zur Front. Als er sich auf dem Bahnhof von mir verabschiedete, flüsterte er mir zu: »Jetzt verstehe ich Sie, Herr Pfarrer. Ich werde nie jenen Dienstposten im Kongo antreten.«

Ein paar Wochen später stieß ich in der Oder-Zeitung auf die schwarz umränderte Anzeige, unter dem Eisernen Kreuz sein Name. »Als Kommandeur einer leichten Artillerie-Abteilung fiel für Führer und Reich...«

Mein Dienst als Abteilungsschreiber war nicht schwer. Schwer, unendlich schwer wogen die bohrenden Fragen. Konnte, durfte ich als Soldat diesem Führer dienen? Ich war mir völlig darüber klar, daß dies kein gerechter, sondern ein mutwilliger Angriffskrieg war. Unerbittliche Forderung daher: Du bist mitschuldig, wenn du mitkämpfst! – Den Dienst verweigern? Einen Augenblick nur hatte ich Zeit, mich zu entscheiden. Das war an jenem Tag der Kriegserklärung, als man uns den Fahnen- eid abverlangte. In wenigen Minuten mußte ich mich entscheiden. Ich stand stramm wie die andern um mich her, bewegte tonlos die Lippen, fror bis ins Herz hinein. Und schämte mich bis unter den Boden.

Doch es hatte nichts genutzt. Jeden Tag meldete das Gewissen sich wieder: Na schön, du warst feige, hast nicht hinausgeschrien: »Ohne mich!« Aber du kannst das heute noch tun, muß es tun! Es ist dafür nie zu spät! Aber – was dann? Was dann? Dann kommst du vor das Kriegsgericht, wirst an die Wand gestellt. Das Letzte, was du hörst, ist das Kommando: »Feuer!«

Einige wenige haben diesen Weg gewählt. Geändert haben sie nichts. Ich habe tiefen Respekt vor jenen »Zeugen Jehovas«, die sich umbringen ließen, weil sie dem »Sohn der großen Hure« nicht dienen wollten. Ich selber aber wählte den anderen Weg. Ich schwieg, weil Verweigern Tod war. Ich liebte das Leben, liebte mein Lottchen und meinen Jungen. Ich wählte sie und das Leben. Und wußte, daß ich mich schuldig machte.

Mag mich verurteilen, wer will. Das ist heute ja so leicht, es geht so schön über die Lippen, den Bannstrahl des Verachtens auf uns Versager von damals niederfahren zu lassen. Ich kann nur all denen, die so leicht verurteilen, wünschen, daß Gott sie davor gnädig bewahren möge, in eine ähnliche Lage wie wir zu kommen.

Einsam waren wir, ich und alle die anderen Brüder der BK. Keine Möglichkeit, sich auszusprechen, einander Mut zu machen: zum Märtyrertod oder auch zum Tragen der bitteren Schuld. Allein, verloren und auf einsamem Posten stehst du da. Ringsum nur Feinde, über dir Sterne, die schweigen. Brüllen, das tun nur die auf volle Stärke gedrehten Lautsprecher, die in abgehackten Sätzen wieder einmal Sieg künden. Berichterstatter zetern, und schreien darf nur der Satan in Braun. Du aber mußt deine quälende Schuld in dich hineinfressen.

In alle Winde zerstreut der Notbund, jeder von uns stand für sich allein, mit dem Rücken zur Wand, vor sich die offene Grube. Da ist gut bekennen, da zeigt sich, was ein rechter Mann ist, da kann der Christ sich endlich bewähren? Blanker Hohn! Wer das wirklich über sich brachte, wer bekannte, der – schweigt seitdem. Weil Tote nicht reden.

Wer aber überleben konnte, der lebt, weil er schwieg. Wer lebt, kann noch reden. So einfach ist das, so einfach. Und doch so schwer zu begreifen?

Zum Märtyrer fehlte mir der Mut, der Glaube, die Kraft, ach was, mir fehlte alles. Ich schwieg und blieb am Leben. Aber ich konnte die Last nicht länger tragen, konnte nicht länger Soldat sein bei Hitler. In meiner Verzweiflung offenbarte ich mich dem Baron. Ich wußte, daß ich damit mein Leben in seine Hand legte. Doch ich wagte es, weil er mich als seinen Pastor berufen hatte.

Er hörte mich wortlos an. Er schwieg auch noch, als ich ging. Er hat auch später nie ein Wort darüber gesagt. Er hielt es unter Beichtgeheimnis. Doch er handelte.

Der Kommandeur schien schlecht gelaunt. »Die Wehrersatz-Inspektion ordnet an, Sie sollen uk-gestellt werden.« U.k. – das hieß entlassen werden, weil daheim beruflich unabkömmlich. Ich wußte, daß ihm das gar nicht paßte. So leicht gibt man einen Schreiber, der Steno und Maschinenschreiben beherrscht, der selber die Tagesbefehle aufsetzt und unterschiftsreif vorlegt, nicht her. Ich sah in seinen Augen eine Hoffnung aufblitzen, als er knurrte: »Sofern Sie G.v.H. sind!« Er warf einen raschen Blick auf das Telefon, kniff die Augen zusammen, winkte mich hinaus: »Melden Sie sich im Krankenrevier!«

Der Oberstabsarzt hatte, als ich eintrat, den Hörer am Ohr, knurrte hin und wieder ein »Ich höre!«. Jetzt straffte er sich in den Schultern: »Ich werde so entscheiden, wie es mir mein ärztliches Gewissen vorschreibt, Herr Major!« Er legte den Hörer auf, wandte sich mir zu: »Machen Sie sich bitte frei, Herr Pfarrer!« Herr Pfarrer! Und das zu einem Oberkanonier.

Er untersuchte mich genau. Der Sanitätsdienstgrad kam aus dem Labor zurück: »Eiweiß und Leukozyten, Herr Oberstabsarzt.« Der Arzt zum Schreiber: »G.v.H.« Und halblaut zu sich selbst: »Nach bestem Wissen und Gewissen.«

Der Kommandeur war ungnädig. Es paßte ihm gar nicht, daß er einen eingearbeiteten Schreiber verlor, die ihm verhaßte Kirche aber einen Pfarrer zurückerhielt. Später erfuhr ich, daß er den Arzt bestürmt hatte, mich »G.v.F. – Garnison verwendungsfähig Feld« zu schreiben. Doch selbst unverhüllte Drohungen hatten den Medicus nicht erschüttern können.

Der Baron empfing mich lächelnd. »Das war ich der Kirche schuldig, Herr Pastor. Ich durfte nicht länger zusehen, daß der halbe Kirchenkreis ohne geistliche Versorgung war.« Der halbe Kirchenkreis! Da wartete Arbeit auf mich. Es war nicht leicht, die zehn Gemeinden, die verwaist waren, zu versorgen. Da war mein Pfarrdorf Treplin mit der Filiale Hohenjesar. Dazu gehörte Sieversdorf mit der Filiale Petersdorf. Jetzt kamen hinzu Petershagen und Falkenhagen sowie Wilmersdorf, Altmadlitz und

Ahrensdorf. In Treplin, Sieversdorf, Wilmersdorf und Ahrensdorf hielt ich allwöchentlich Konfirmandenunterricht, in Falkenhagen und Petershagen entlastete mich die Frau des an der Front stehenden Amtsbruders, so daß ich nur bei Gottesdiensten und Amtshandlungen einzuspringen brauchte.

Mein Kirchenkampf hatte eine neue Form angenommen, er wurde mehr und mehr zu einem Papierkrieg. Der Baron hatte durchgesetzt, daß mein von Frau von Stünzner erworbener Wagen den Roten Winkel erhielt, der »Fahrtberechtigung« signalisierte. Doch um das Benzin mußte ich hart kämpfen. Monat für Monat im Landratsamt Klinken putzen, um wenigstens 20 Liter zu erhalten. Die reichten natürlich nur für Fahrten bei allerschlechtestem Wetter aus, sonst mußte das Fahrrad her. Selten ein Tag, an dem ich weniger als 60 Kilometer mit dem Rade unterwegs war. Da war ich dankbar, wenn mir die Gräfin Barbara Finck von Finckenstein aus Alt-Madlitz ihren Kutschwagen oder Schlitten schickte, wenn ich dort Gottesdienste oder Amtshandlungen zu halten hatte.

Sonntag für Sonntag drei, manchmal gar vier Gottesdienste. Sonntag für Sonntag drei- oder viermal das Fürbittgebet, Fürbitte auch für Volk und Vaterland, Fürbitte für die Obrigkeit. Nach dem, was ich wußte, hätte ich beten müssen: »... daß Gott uns eine bessere Obrigkeit schenke, daß er uns erlöse von Lüge und blankem Mord, daß er dem Volk die Augen öffne...« Laut aber sprach mein Mund zwielichtige Formeln: »... daß Gott der Gerechtigkeit zum Sieg helfe, der Obrigkeit Weisheit und Verstand schenke...« Ich wußte, daß nur wenige den Doppelsinn dieser Worte erfaßten; der Baron, Frau von Stünzner in Sieversdorf, Frau Richter und ihr Inspektor Schindler in Petersdorf und natürlich auch der Bauer Freudenberg in Ahrensdorf sowie die Gräfin. Die große Menge aber hatte kein Gespür für meine Schlitzohrigkeit. Sie nahmen die Worte so, wie sie gesagt waren.

Doch nicht einmal im stillen Kämmerlein fand ich zur Ruhe. Daß einer, der sein Volk als eingefleischter Preuße liebt, nicht für den Sieg der Seinen beten kann! Weil solcher Sieg das Unrecht gestärkt, die Gewalt untermauert, den Unmenschen auf den Thron der Welt gehoben hätte. Was also? Sollte ich nun für den

Sieg der anderen beten? Etwa für den der Sowjets? Oder den der Dollarfürsten?

Verhängnis, aus dem kein Ausweg führte. Das Beten wurde zu hilflosem Stammeln: »Herr, ich möchte so gern für mein Volk beten. Ich kann es nicht! Du weißt, warum. Was soll ich nur tun? Für den Sieg der anderen beten? Auch das kann ich nicht. Ich kann nur hoffen, daß du den Weg weißt.« Beten war zur todernsten Sache geworden. Es befreite nicht mehr, es verstrickte. Jedes Gebet konnte jetzt zur Sünde werden. Nichtbeten aber auch! Das war die tiefste Not.

Keine Möglichkeit, mit Brüdern sich auszusprechen. Ein einziges Mal während der ganzen Kriegsjahre erhielt ich einen dreiwöchigen Urlaub. Sonst kam ich nur auf Stunden aus meiner Gemeinde heraus; wenn ich den Arzt aufsuchen mußte. Ich verfügte nicht einmal über ein Telefon. Die Post hatte es abgelehnt, für einen nicht kriegsnotwendigen Betrieb eines anzulegen. Also mußte ich aufs Gut zum Baron, wenn ich telefonieren wollte. Die Anrufe, die von draußen kamen, erreichten mich über meinen Nachbarn Böttcher. Und der war Parteigenosse. Keine Chance, heikle Themen anzuschneiden.

In schöner Regelmäßigkeit kam Böttchers Sohn Jochen herüber: »Herr Pastor, schon wieder ein Anruf für Sie. Na, Sie wissen ja schon –« Ja, ich wußte schon: Wieder einer gefallen! »Auf dem Felde der Ehre, für Führer und Großdeutschland... In stolzer Trauer zeigen dies an...« So las sich das dann in der Zeitungsanzeige. Was »stolze Trauer« bedeutete, wußte ich besser. Jeder Hausbesuch wurde zur Qual. Wenn ich auf ein Haus zuing, aus dem ein Mann im Felde stand, dann sah ich schon die bleichen Gesichter vor mir. Das Aufatmen dann, wenn ich schon an der Gartenpforte lächelnd winkte. Ohne es zu wollen, war ich für viele zum Unglücksboten geworden, der Todesnachrichten brachte. Wieder so eine hinterhältige Gemeinheit des Nazistaates: Die Toten fabrizierte er selber, doch die Kunde von dem, was geschehen, erlegte er den Pastoren auf! Die mochten die »stolz Trauernden« dann trösten!

Schwer war dieses Trösten, bitterschwer. Und manch hartes Wort kam da aus wutverzerrtem Munde. Sie alle wußten ja, daß

ich auf ihrer Seite stand, machten ihrem Herzen Luft. Sie luden ab, was ihnen auf der Seele lag. Ich trug es mit, eine schwere Last.

Immer öfter mußte ich solche unerwünschten Hausbesuche antreten. Immer öfter hatte ich so die Gelegenheit zu sehen, wie die Partei ihr Ansehen verlor. Nach Stalingrad glaubte unter meinen nüchtern denkenden Bauern wohl keiner mehr an den verheißenen Endsieg. In der Partei fühlte man den Umschwung. Bewährtes Rezept, die Stimmung zu heben: in Massenversammlungen auf den Endsieg hinzuweisen! Auch bei uns wurde also für eine solche Massenversammlung getrommelt. Die Massen sollten sich in Böttchers Saal einfinden. Als die Stunde gekommen war, hatten sich im Saal ein Dutzend Volksgenossen und ein Pastor eingefunden. Gastwirt Böttcher begrüßte den Kreisleiter, der als Redner auftreten sollte. Der Ortsgruppenleiter Birkholz bot ein Bild der Wut. Welch eine Blamage für ihn! Der Kreisleiter versuchte die Situation mit Witz zu retten: »Parteigenossen, Volksgenossen und Volksgenossinnen! Das ist hier ja so leer wie in der Kirche!« Er legte eine Kunstpause ein, aber niemand lachte. Doch in das Schweigen hinein sagte mein Ortsbauernführer Schönfeld: »In der Kirche ist es bei uns voll!« Zwei klatschten Beifall, da fiel auch ich ein, damit das Klatschen nicht so dünn klang. Die Massenversammlung war zu Ende, bevor sie begonnen hatte.

Eine Stunde später erschienen Kreis- und Ortsgruppenleiter bei mir im Pfarrhaus. Ich fragte mich beklommen, ob sie jetzt ihren Ärger an mir auslassen wollten. Es kam aber ganz anders. Leutselig begannen sie das Gespräch, kamen aber rasch zur Sache. »Wir haben uns über die Situation hier unterrichten lassen.« Der Kreisleiter klopfte mir jovial auf die Schulter. »Ich habe soeben mit dem Gauleiter telefoniert. Er stimmt meinem Vorschlag zu.« Er beugte sich vor, sah mir treudeutsch in die Augen. »Mann, Sie gehören nicht in dieses Nest! Wir bieten Ihnen eine Stelle im Kulturreferat der Regierung. Gleich nächsten Ersten können Sie als Regierungsrat antreten, Beförderung zum Oberregierungsrat erfolgt übers Jahr.« Er lehnte sich zurück, sein Gesicht strahlte vor Siegeszuversicht. Na, junger Mann, ist das nicht ein glänzendes Angebot?

Ich hatte einen bitteren Geschmack auf der Zunge. Mit solchen Mitteln führt ihr also jetzt den Kirchenkampf! Wollt Leute, die euch im Wege stehen, einfach wegkaufen. Er bemerkte mein Zögern, verstärkte seinen sanften Druck: »Nehmen Sie an! Im Vertrauen gesagt: Wenn der Krieg vorbei ist, wird die Kirche aufgelöst. Dann werden die Pastoren als Chausseewärter eingesetzt, können die Obstbäume pflegen.« Er grinste. »Denn davon und von Bienen verstehen die Herren ja etwas, oder?« Er las die Ablehnung in meinen Augen, erhob sich und sagte: »Nun, wir brauchen die Sache nicht übers Knie zu brechen. Sie haben 48 Stunden Bedenkzeit.«

Ich benötigte sie nicht.

In anderen Fällen hat diese Taktik der Partei aber Erfolg gehabt. Ich mußte wieder einmal meinen Facharzt in Berlin besuchen. Als ich aus dem Zug stieg, stand auf dem Bahnsteig gegenüber ein anderer, der nach Posen bestimmt war. Im offenen Fenster eines 1. Klasse-Abteils lehnte ein Parteibonze in lametta-behangener Uniform eines »Goldfasans«. Das Gesicht kam mir bekannt vor. Doch erst beim zweiten Hinsehen erkannte ich ihn: Er war's, jener Ostwerk-Gauwart, mit dem ich damals im Danziger Hof zusammengeraten war. Er grüßte – mit ausgestreckter Hand – von oben herab zurück. »Mann«, stotterte ich, »wie siehst du denn aus?« Hochmütig zog er die Brauen hoch, gab ölig zur Kenntnis: »Da staunste, was?« Er warf sich, soweit das überhaupt möglich war, noch weiter in die Brust. »Bekleide jetzt einen höheren Parteiposten im Warthegau.« Im Warthegau! Das war das Experimentierfeld der Partei. Dort wurde geübt, was später einmal, wenn die Welt in die Knie gezwungen war, überall »deutsche Ordnung« heißen sollte. Sein Zug fuhr an. Ich blieb auf dem Bahnsteig zurück, starrte dem »Goldfasan« nach, wie er davonrollte, in den Warthegau, zu großen Taten.

Nach dem Krieg hörte ich wieder von ihm. In der Hannoverschen Landeskirche suchte er Fuß zu fassen. Ich war sprachlos, als ich erfuhr, er habe mich als Referenz angegeben. War das Unverfrorenheit? Oder hatte ihm das Unterbewußtsein einen Streich gespielt? Hatte er das, was gewesen war, verdrängt, aus dem Bewußtsein gestrichen, schlicht und einfach vergessen? Ich

glaube es fast, sind mir doch ähnliche Fälle noch mehrfach begegnet. Männer, die im Dritten Reich wilde Nazis waren, gaben sich – anscheinend guten Glaubens – als wackere Streiter der Opposition aus. Der Mensch ist kein Computer, bewahrt nicht fälschungssicher auf, was eingegeben wurde. Der Mensch denkt und fühlt, und das nicht nur im Bewußtsein! Sein Unbewußtes schnitzt und feilt an dem »Input« herum. Und was es dann am Ende ausspuckt, sieht oft ganz anders aus als das, was eingegeben wurde. Das Seltsame: Er selbst, dieser Mensch, in dem das Spielchen still ablief, merkt das nicht mehr. Er nimmt für bare Münze, was er sich selber da vormacht. Er ist halt nur ein Mensch.

Darum habe ich mich immer wieder gefragt: Ist das, was du da sagst oder gar schreibst, auch wirklich so gewesen? Gibst du wieder, wie es war? Oder schreibst du, wie du es gern gehabt hättest? Spielt dir etwa unbewußtes Wunschdenken einen Streich? Dieser Selbstprüfung muß ich mich auch stellen, wenn man mich fragt: Warum hast du noch nichts über die Konzentrationslager gesagt? Ihr in der BK müßt doch davon gewußt haben? Warum also habt ihr nichts unternommen? Zwei Fragen, die getrennte Antworten verlangen. Habe ich – ich stelle ganz bewußt die Frage so persönlich! –, habe ich von Konzentrationslagern gewußt? Und wenn, seit wann? Bald nach der Machtübernahme tauchte das Wort auf. Ein bekannter Kommunist aus der Nachbarschaft war plötzlich verschwunden. Hinter vorgehaltener Hand raunte man sich zu: Den haben sie in ein Konzentrationslager gebracht. Heute meint jeder zu wissen, was er sich unter einem Konzentrationslager vorzustellen hat. Damals konnte man nur seine Phantasie spielen lassen. Ein Konzentrationslager? Nun, das war halt eine Art Straflager, wo man harte, körperliche Arbeit zu leisten hatte und gleichzeitig einer Umschulung unterzogen wurde. Daß man dabei der Wirklichkeit recht nahe kam, wurde deutlich, wenn der eine oder andere nach Monaten wieder auftauchte. Er hatte sich verändert, tönte nicht mehr Moskauer Parolen, sondern gab sich still und unauffällig. Fragte man ihn, wie es denn im Lager zugegangen sei, dann winkte er ab, murmelte bestenfalls etwas von harter Zeit oder

versuchte sich in schwarzem Humor Luft zu machen. Ein Wort aus Schillers »Räuber« wurde damals – leicht verändert – zur »geflügelten« Redensart: »Das Moor hat seine Schuldigkeit getan!« Wer es hörte, nickte, als habe er verstanden. Na also: Harte Knochenarbeit bei der Moorkultivierung. Da kommt man auf andere Gedanken.

Auch wir in der BK sahen das so ähnlich. Mehrere Brüder hatten ein paar Wochen dort zugebracht, waren dann aber wieder entlassen worden. Auch sie wußten nur von harter Arbeit, menschenunwürdiger Schikane und miserabler Unterbringung zu berichten. Dann wurde Niemöller trotz gerichtlichen Freispruchs verhaftet und als persönlicher Gefangener des Führers in das Konzentrationslager Oranienburg gebracht. Man erfuhr, daß er wie ein Strafgefangener gehalten wurde. Doch von Mißhandlungen oder gar Folterungen war nie die Rede. Gerade diese Berichte schienen zu erhärten, was allgemein geglaubt wurde: KZ ist eine Art Zuchthaus für politische Gegner.

Ein einziges Mal hatte ich selber die Möglichkeit, in diese Methode politischer Verfolgung Einblick zu nehmen. Das war im Sommer 1942. Nachbar Böttcher kam zu mir. Er habe gehört, daß im Keller des Pfarrhauses oft Wasser stehe. Ob es mir recht sei, wenn er mir Leute stelle, die eine Drainageleitung legen? Und als er sah, daß ich interessiert war, rückte er mit Einzelheiten heraus. Man werde ihm demnächst ein halbes Dutzend Juden zuweisen. Er werde sie im alten Forsthaus unterbringen. Die Weisung von oben laute, diese Männer sollten zu schwerer Handarbeit herangezogen werden. Also genau das, was man schon über KZ gehört hatte.

Nachdem ich mit dem Baron gesprochen hatte, nahm ich Böttchers Angebot an, vor allem, weil es mir dann möglich war, diesen hart geprüften Männern ihr Leben ein wenig zu erleichtern. Bald darauf rückten sie an, sechs Männer in stark abgetragenen Zivilzeug, bewaffnet mit Spaten, Schaufel, Spitzhacke. Fünf waren sofort als Menschen gehobener Bildung erkennbar. Einer, ein stiernackiger Modellathlet, entpuppte sich als ehemaliger Schlachtermeister aus Berlin-Steglitz. Von den anderen ist mir noch der Name Gerson gegenwärtig, vormals ein Großkauf-

mann auf dem Textilsektor. Schweigend kamen sie am frühen Morgen. Ich sah, wie schwer ihnen die harte Arbeit des Hackens und Grabens wurde. Ich sah auch, wie rührend der Schlachter, der mehr Kraft als die anderen besaß, sich bemühte, seinen Kameraden die härteste Arbeit abzunehmen. Vorsichtig versuchte ich sie auszufragen, erfuhr aber nur, daß es ihnen erträglich gehe, die Verpflegung zwar eintönig, jedoch ausreichend sei, sie aber sehr unter der Trennung von ihren Familien litten. Sie klagten, daß man die Frauen und Kinder in andere Lager geschafft habe, wahrscheinlich, weil dort nicht so harte Arbeit zu leisten war.

Gelegentlich kam Böttcher herüber, um sich zu erkundigen, ob ich mit der Arbeit zufrieden sei. Ich hätte die Frage bejaht, auch wenn die Männer nur wenig geschafft hätten. So oft die Arbeit es zuließ, rief ich die Herren in unseren Stall, wo ihnen meine Frau warmes Essen vorsetzte. Mehrere Wochen arbeiteten sie bei uns, legten eine Drainage aus dem Keller gut hundert Meter die Dorfstraße hinunter und dort, wo die Straße steiler abfiel, in den Straßengraben. Sie gaben offen zu erkennen, daß sie gern noch länger bei mir geblieben wären, doch eben, als die Drainage fertig war, kam Böttcher und erklärte, er habe für die sechs einen Marschbefehl zu einer neuen Arbeitsstelle. Am nächsten Tag schon waren sie fort. Als ich mich erkundigte, wohin, zuckte Böttcher die Schultern: »In ein größeres Lager, irgendwo im Osten.« Von einer schon fest eingepflanzten »Endlösung« wußte wohl auch er nichts.

Im Juni 1943 rief mich Superintendent Mueller an: Er habe einen Emeritus aufgetrieben, der mich drei Wochen vertreten könne. Ich hätte es ja wohl nötig, endlich einmal einen Urlaub anzutreten. Dankbar nahm ich an und fuhr zu meinen Verwandten nach Danzig. Dort traf ich auch meine Cousine Lieselotte Dingler, deren Mann als Heerespfarrer eingezogen und mit der 6. Armee in Stalingrad geblieben war. Da Lieselotte selber neben Pädagogik auch ein paar Semester Theologie studiert hatte, nahm sie als Pfarrwitwe die verwaiste Pfarrstelle ihres Mannes wahr. Der Name ihrer Pfarrgemeinde: Stutthof! Lilo war eine Frau, die über viel Selbstbeherrschung verfügte. Doch nie werde

ich vergessen, wie aufgewühlt sie war, als wir uns jetzt nach langen Jahren wiedertrafen. Es war nicht so sehr der Tod ihres Mannes, das fühlte ich sofort. Und dann brach es aus ihr heraus: »Furchtbares geht vor! Denk dir: Täglich treffen Züge von Inhaftierten im Lager Stutthof ein. Hunderttausend müßten schon im Lager sein, viel mehr, als das Lager aufnehmen kann. Aber –«, ich sah ihre Not, »aber tagaus, tagein raucht der Schornstein des Krematoriums!« Ich war fassungslos, wollte es nicht glauben. Doch sie beteuerte unter Tränen: »Doch, Fredi, es ist wahr! Sie alle werden dort umgebracht.«

Das war das erste Mal, daß ich von Massenmorden hörte. Und es fiel mir schwer, es zu glauben.

Anläßlich seines 75. Geburtstages wurde Willy Brandt im Fernsehen interviewt. Er berichtete über seine Emigration und die Jahre in Oslo und Drontheim. Dann kam die Frage des Interviewers: »Wann hörten Sie zum ersten Mal von Judenermordung?« Brandt überlegte konzentriert, erwiderte dann: Das müsse am Ende des Jahres 42 oder Anfang 43 gewesen sein. Ein geflohener Pole habe berichtet, daß in Konzentrationslagern Massenmorde geschähen. »Und?« drängte der Reporter. Brandt: »Meine Freunde wollten es nicht glauben. So etwas tun Deutsche doch nicht!«*

Als Brandt dies sagte, konnte ich ein Aufstöhnen nicht unterdrücken. Auch ich hatte es nicht glauben wollen. Nein, es war unmöglich, so etwas tun Deutsche nicht! Greuelpropaganda war, was da über die alliierten Sender kam, die ich nächstens abhörte. Man kannte das ja noch aus dem 1. Weltkrieg. Da waren in den Zeitungen der Westmächte Bilder erschienen, wie deutsche Soldaten kleine Kinder auf ihre Bajonette spießten. Greuelpropaganda der gleichen Art mußte sein, was jetzt über den Äther von Massenmorden berichtet wurde.

Bis meine Cousine Lieselotte, diese kühle, stets beherrschte Frau, die sich und ihre beiden Jungen wacker durchbrachte, nebenher noch das verwaiste Pfarramt versah, bis die es heraus-

* Ich gebe dieses Gespräch aus dem Gedächtnis wieder, meine aber, das, was Brandt sagte, wahrheitsgetreu referiert zu haben.

schrie: »Furchtbares geht vor! Tagaus, tagein raucht der Schornstein des Krematoriums!«

Nun wußte ich. Und? Ja, damit bin ich bei der zweiten Frage: Warum hast du nichts getan? Ja, warum habe ich nichts getan? Warum hat Willy Brandt nichts getan? Warum haben die anderen, die aus zuverlässiger Quelle das Schreckliche erfuhren, nichts getan?

Ich stelle die Gegenfrage: Was hättest du denn getan, du dreimal gescheiter Zeitgenosse des Jahres 90? Demonstriert? Auf die Straße gegangen mit Transparenten und Spruchbändern? Gleichgesinnte gesammelt, sie zum Aufstand formiert?

Absurd! Schon vor der Haustür – sofern dein Haus noch eine hatte! – wäre die Demo beendet gewesen. Festnahme, brutales Zusammenschlagen, ab in den Kerker. Tags drauf schon Schnellgericht, an die Mauer! Oder, als Munition knapp wurde, am Strick hoch am Straßenbaum!

So war das. Der totale Staat ist keine Demokratie. Nackte Gewalt regiert. Und keiner kann dagegen an. Wer sollte auch – anno 43 – noch die Kraft dazu haben? Da hockten sie in den Kellern, krochen ans Licht, sobald es Entwarnung gab, standen Schlange, hetzten wie Ratten in die Löcher, sobald die Sirenen wieder heulten. Dann rauschten die Bomben, die Erde barst, die Gräber taten sich auf. Und nun geh hin, rufe diese lebendig Toten zum großen Aufstand!

Absurd, absurd.

In Trümmern lagen die großen Städte. Ich sah Berlin brennen, wenn ich nachts hinter unserem Pfarrhaus in den Garten ging. Nacht für Nacht Fliegeralarm.

Die Partei versuchte die Gemüter aufzurichten. Auch bei uns in Treplin wurde zu einem Wunschkonzert eingeladen. Der Erlös sei für die Winterhilfe bestimmt! Daß ich nicht lache! Es gab nichts zu lachen. Ich sehe noch das ratlose Gesicht des Ansagers vor mir, als er den ersten »Wunschzettel« öffnete und erst laut, dann immer leiser vorlas: »Mach End, o Herr, mach Ende!« Der zweite, dritte Zettel, immer wieder: »Mach End, o Herr, mach Ende!« Er knüllte die Zettel zusammen, würgte: »So ein Lied kennen wir nicht!« Der junge Böttcher fuhr hoch: »Ist

die letzte Strophe aus dem Kirchenlied ›Befiehl du deine Wege!‹ Ich hatte am Sonntag zuvor das Lied im Gottesdienst singen lassen. Jetzt sah ich, daß es die Herzen getroffen hatte. Es war das meistgewünschte Lied zum Wunschkonzert. Es wurde nicht gesungen, die Kapelle hatte keine Noten für so ein Lied. Sie schmetterten statt dessen einen Marsch. Sie spürten selbst, der kam nicht an.

Mach End, o Herr! wünschten sie sich. Doch das Ende war noch nicht da. Wieder kam mit der Post eine Vorladung zur Gestapo. Ich lief zum Schloß hinüber, rief den Superintendenten an. Der wußte von nichts, versprach aber, sich sogleich um die Sache zu kümmern.

Schweren Herzens stieg ich in Frankfurt die mir nun schon gut vertrauten Treppen bis unters Dach hinauf und meldete mich an der doppelten Gittertür. Der SS-Mann nahm mir die Vorladung ab, schob mich ins Zimmer: »Hier ist der Pfaffe!« Der Kommissar betrachtete mich von oben bis unten. Dann spuckte er mir auf die Stiefelspitze. »Ihr Superintendent war schon hier, hat die Sache auf seine Kappe genommen. Raus!«

Erleichtert stieg ich die Treppe hinunter. In der Brusttasche drückte etwas, ach so, die Zahnbürste! Ich rief beim Baron an, ließ meiner Frau bestellen, es sei alles in Ordnung, ich führe aber erst noch nach Libbenichen. Dort nahm Superintendent Mueller mich herzlich auf. Er schien erleichtert. Bei einer Tasse Kaffee erzählte er, er sei sofort zur Gestapo gefahren. Dort habe er erfahren, der Pastor Salomon habe den Mölders-Brief von der Kanzel verlesen, sei darum jetzt reif. Ja, und da sei er eben, der Superus, eingesprungen: Er habe Abschriften dieses Briefes an einige Pfarrer weitergegeben. Und im übrigen: Was sei denn Schlimmes an diesem Brief? Ein berühmter Flieger, Träger des Ritterkreuzes mit Eichenlaub und Schwertern, ein vorbildlicher Soldat, der für Volk und Vaterland den Heldentod gefunden, dieser aufrechte Deutsche habe sich in diesem Brief als Christ bekannt. Na und? »Üble Fälschung!« habe der Kommissar getobt. Eine Fälschung, die nur darauf abziele, die Wehrkraft des deutschen Volkes zu zersetzen! Er, der Superus, habe entgegengehalten: Eine Fälschung? Das sei ihm unbekannt gewesen. Er

Tüzenin hundred
Mueller.

z. Zt. (19) Kangermeinde, Herhof 5,
Am 25. Juni 1946.

Ihre Pfarrer Alfred Salomon, z. Zt. in Friedau, ist bei der gesangweisen Kircheinigung seiner Pfarrkirche in Liblar 1945 Pfarrer in England (Birmingham) Brantford (Okt.) II gewesen. Bei der gleichen Zeit war er für ein Tüzenin hundred.

Der Herr auch ist mir mittels sehr wohl bekannt. Er bezeugt, daß er nicht sehr eine Bekanntschaft der evangelischen Kirche gefunden hat und sich nicht. Allerdings Grund aller seiner Abkehrung ist die Abkehr Gottes in der feiligen Kirche. Er hat in Pfarrsprengel England in seinen Tüzenin hundred. Der Tüzenin seiner Gemeinde hat er sich entsprechend seiner besonderen Lage mit großen Hilfe angenommen und hat sich die besten Konfirmierten Tüzenin um sich gesammelt. Seine ganze kirchliche Haltung entspricht den theologischen Ansichten der "Lutherischen Kirche."

Wegen dieser seiner sehr Abkehrung und anderen Auffassung ist Herr Pfarrer Salomon unzufrieden mit den Parteien der NSDAP und sich mit der politischen Polizei in Brantford (Okt.) in Konflikt gesetzt. Vor einem Jahr hat er die Pfarrer

Haarholz Mann ist für mich sehr wichtig, daß er sich nicht zur Pfarrer bezieht und die volle Verantwortung für den kirchlichen Abgang auf sich zu übernehmen lassen.

Ihre Pfarrer Salomon ist ein sehr Mitglied der Partei und seine Pfarrer bezeugt, daß er nicht sehr eine Bekanntschaft der Kirche hat und sich nicht.

Wolfgang Mueller,
Tüzenin hundred.

halte den Brief für echt. Und er könne auch nicht einsehen, daß die Wehrkraft zersetzt werde, wenn ein tapferer Offizier sich als Christ bekenne. So habe man eine geschlagene Stunde lang herumgestritten. Doch der Zweck sei erreicht, von der Verhaftung des Pastors Salomon habe der Kommissar einstweilen abgesehen.

Braver Superus! Einer, der seinen Kopf für einen jungen Pastor hinhielt. Und außerdem: Von ihm hatte ich den Mölders-Brief gar nicht erhalten. Der war mir von einem älteren BK-Bruder zugeschickt worden.

Es wird wohl kaum zu klären sein, ob dieser Mölders-Brief echt oder gefälscht war. An der Überreaktion der Partei wurde aber deutlich, wie unsicher man zu werden begann. Es dämmerte wohl auch höheren Orts, daß nun das Ende komme.

Und es kam. Durchbruchsschlacht an der Weichsel, erste russische Vortrupps erreichten Anfang Februar die Oder. Endlose Flüchtlingstrecks zogen durch Treplin, aufgelöste Haufen versprengter Soldaten. Haus für Haus überfüllt, Kranke und Sterbende wollten versorgt sein. Grimmige Kälte und hoher Schnee, steinhart gefrorene Kinder in den Armen der Mütter, die mit toten Augen ins Leere starren. Die Saat des Hasses trägt reiche Ernte.

Dann aber tut sich die Pforte der Hölle auf: Wankende Gestalten waten durch den Schnee heran, barfuß, Lumpen und Sackfetzen als Kleidung. SS-Männer zur Seite, Kolbenstöße, fremdländische Flüche. Zweihundert, dreihundert Gerippe? Sie schwenken herum ins Dorf, biegen jetzt auf Schönfelds Hof. Der Ortsbauernführer, das Gesicht vom Grauen verzerrt, kommt über die Straße gerannt: »Herr Pastor! Helfen Sie mir, kommen Sie!« Und vom Fenster her schreit mein fünfjähriger Jürgen: »Papa, Papa, da draußen schlagen sie eine Frau tot!« Ich stürme hinaus, schreie den SS-Mann an, der auf die schon Leblose immer noch einschlägt. Der brüllt mich an, in einer fremden Sprache, bulgarisch? Oder südslawisch? Er setzt mir die Mündung seiner Maschinenpistole auf die Brust, Bauer Schönfeld stößt sie zur Seite, schreit den SS-Mann an, ein Parteigenosse den andern. Die Frau im Schnee streckt sich noch einmal, stirbt.

Auf Schönfelds Hof ein wildes Durcheinander. Zerlumpte Gestalten schlagen sich um rohe Kartoffeln, die sie aus der Miete klauben. Sie fressen sie roh! Fressen! Wie Tiere, wild vor Hunger. SS-Leute prügeln dazwischen, vergeblich, der Hunger ist stärker als jeder Schmerz. Jetzt peitschen Schüsse, Schnee färbt sich rot. Endlich gelingt es Schönfeld, der sich seine Partei-Insignien angesteckt hat, die SS-Leute zu besänftigen. Ich selber kümmere mich um die Verletzten. Aus Wortfetzen schält sich heraus: Sie gehören zu den Straflagern Schwetig und Grätz. Man hat sie gerade noch vor dem Einrücken der Russen weggeführt. Sie hatten sich gewehrt, wollten bleiben: Lieber der Iwan als die SS! Es hatte ihnen nichts genutzt. Man hat sie wie Vieh davongepügelt.

Strafgefangene? Weswegen gefangen? Wofür bestraft? Weil sie Zigeuner oder Juden waren? Ein paar Farbige darunter, ein paar gelbhäutige Levantiner? Woher, warum, wieso? Tausend Fragen, keine Antwort. Wahnsinn geistert durch die Reihen. Ein Mann, angeblich Marokkaner, stürzt sich vom Scheunendach und bricht sich das Genick. Ein anderer wird erschossen, weil er zum zweiten Mal nach Kartoffeln greift. Am andern Morgen sind sie fort, bei Nacht und Grauen, barfuß, ein paar rohe Kartoffeln im Magen, die Gewehrkolben der SS im Nacken.

Schönfeld und die andern von der Partei sind fassungslos. Schlimmer, sie begreifen, daß man sie belogen und verraten hat. SS-Schergen, die – ihrer Sprache nach – einem Balkanvolk angehören. Brutaler Mord am hellichten Tag! Das ist zu viel, das haben sie nicht gewollt. Es ist grotesk, ich muß sie trösten; ich, der BK-Pfarrer die völlig verstörten Parteigenossen.

Sie halfen mir mit rotgeweinten Augen, die Erschlagenen zu begraben. Drei fanden wir noch draußen vor dem Dorf, vier andere ruhten am See, durch Genickschuß erledigt. Die Parteigenossen, die da neben mir den tief gefrorenen Boden aufhackten, waren auch wie Tote. Nur daß ihre Lippen noch zitterten, ihre Hände bebten, als sie die Erschlagenen in die flache Grube legten. Ich sprach ein Vaterunser, schlug das Kreuz über sie, über die Toten und über die lebendig Toten.

Bald war es so weit, die Front hatte uns erreicht, wir mußten

A u s w e i s

Auf Befehl des Kampfführers SS Himmler ist der Raum Treplin als Gefechtsgebiet zu evakuieren.

Der Pastor Alfred Salomon mit seiner Ehefrau Charlotte Salomon, geb. Voigt und Kinder Jürgen, Dieter und Marlies befindet sich als Evakuierter auf dem Marsch von Treplin nach Alfeld a.d. Leine.

Er ist berechtigt für die Evakuierungsfahrt seinen Pkw. Fiat Nr. IS-115520 zu benutzen.

Es wird gebeten, ihn nach Möglichkeit zu unterstützen.



Der Kampfkommandant:

Müller
Hauptmann.

fort. Mein alter Fiat nahm uns auf, meine Frau, mich und unsere drei Kinder; die kleine Marlies noch nicht ein Jahr alt. Ich hatte die englischen Soldatensender nachts abgehört, hinter verhangenen Fenstern, eine Decke über den Volksempfänger gehängt. Ich wußte, wie man das Deutsche Reich aufteilen wollte. Wir fuhren darum bis nach Niedersachsen, entkamen dem Grauen der letzten Schlacht.

Der Krieg war vorbei, der Kirchenkampf auch. Die Partei war zerschlagen, das Reich verteilt, der Führer im Selbstmord geendet, seine Henkersknechte, soweit sie noch lebten, im Kerker. Waren wir nun die Sieger? Nein. Andere hatten die Blutarbeit geleistet. Nur Gewalt hatte die Gewalt brechen können. Die BK war genauso am Ende wie der Faschismus. Die paar von uns, die durchgekommen waren, konnten sich nicht als Sieger brüsten, waren bestenfalls Überlebende.

Der Kampf war vorbei, doch um uns breitete sich das Schlachtfeld. Gräber überall, trümmerübersätes Leichenfeld, so weit man sehen konnte. Überlebende irrten herum, suchten nach Ver-

schütteten, Verschollenen, Vermißten. Und viele suchten sich selbst; weil sie sich verloren hatten, Unmenschen geworden waren im Höllensturm.

Der Kampf war vorbei, uns blieb das Verbinden; nicht nur äußerer Wunden, auch das Verbinden todwunder Seelen. Und deren waren viele. Männer, die über sich selber entsetzt waren. Die Bilder des Grauens, die uns von den Siegern vorgehalten wurden, waren wie Spiegel, in denen mancher das eigene Gesicht erkannte. Entsetzter Aufschrei: Das kann nicht sein! Das wollte ich nicht! Das habe ich nicht gewußt! Andere senkten stumm den Kopf, weil sie sich schuldig wußten. Und nun, du Prediger des Wortes, tröste sie! Dazu bist du berufen, so bitter es dir werden mag. Tröste, die dich bisher verfolgten! Richte auf, die schon nach dem Strick an der Wand schielen und nach dem Balken an der Decke. Mach ihre Schuld zu deiner Schuld, nimm ihr Kreuz auf dich. Wie es dein Meister tat; wie er es von dir erwartet.

Noch heute sehe ich sie vor mir, diese Schuldbeladenen. Ihre fahrigten Hände, die herumirrenden Augen, ihr Gestammel. Der Kirchenkampf ging anders aus, als ich es je erwartet. Jetzt war's ein Ringen um Erkenntnis eigener Schuld. »Bekennende« Gemeinde: Das waren jetzt die Henker, die Schinder, die Mitwisser, die Schreibtischmörder. Und du sitzt da, möchtest sie hassen, verachten, ihnen vergelten, sie an den Henker liefern, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Aber ER, er legt dir andere Worte in den Mund, seine Worte. Und du mußt sie aussprechen, du magst wollen oder nicht.

Dieser Weg über das weite Feld der erstorbenen Herzen, das war das bittere Ende des Kirchenkampfes. Es wurde mir schwerer als alles, was zuvor gewesen.

Daß ich hindurchkam? Daß ich das Feld überquerte, den Waldrand der Hoffnung am neuen Ufer erreichte? Gnade war's. Dieselbe Gnade, die mich und die Meinen die ganze Schlacht hindurch auf Händen getragen hatte. Sie half mir auch am Ende hindurch.

Nachwort

Eine Bewertung historischer Begebenheiten wird je nach dem eigenen Standort verschieden ausfallen. Darum soll nicht verschwiegen werden, was ich anders als Alfred Salomon erfahren habe und werte. Ich stimme ihm nicht zu, wenn er meint, die Olympischen Spiele 1936 hätten der Bekennenden Kirche eine Niederlage gebracht. Gewiß, außenpolitisch mag Hitler einen Erfolg gebucht haben. Trotzdem erreichte gerade in diesem Jahr 1936 die Bekennende Kirche ihren großen Durchbruch in die Öffentlichkeit. Die Vortragsreihen, die sie aus Anlaß der Spiele in Berlin und im gesamten Reich durchführte, wurden von vielen Tausenden besucht. Aus diesen von Eberhard Müller, Bad Boll, organisierten Vortragsreihen entstanden die »Evangelischen Wochen«, die bis 1937 durchgehalten wurden. Nach dem Kriege gingen aus ihnen die »Evangelischen Akademien« und die Laienbewegungen des »Deutschen Evangelischen Kirchentages« hervor.

Auch kann ich Salomons Eindruck, mit Kriegsausbruch sei die Bekennende Kirche aktionsunfähig geworden, nicht teilen. Ihre Synodalerklärungen wurden vielmehr immer klarer und härter in ihren Anklagen gegen die Verbrechen der Regierung und der Kriegsführung. Landesbischofs Wurm »Offene Briefe« 1941/42 und die von der Breslauer Synode verabschiedete Kanzelabkündigung 1943 hielten der Regierung ihre gottwidrige Unmenschlichkeit vor, wie sie in der Judengesetzgebung, in den Konzentrationslagern, in der Behandlung der Fremdarbeiter, der Einlieferung russischer Kriegsgefangener in Konzentrationslager und in vielen anderen Maßnahmen praktiziert wurde. Daß gegen die Verfasser und Verleser dieser Proteste nicht staatspolizeilich vorgegangen wurde, hatte darin seinen Grund, daß man befürchtete, die Maßregelung von Kirchenmännern in der Heimat könne den Wehrwillen ihrer Gemeindeglieder an der Front beeinträchtigen.

Zugleich mit seinen Briefen bedauerte Wurm, daß er sich seinerzeit von den Bruderräten wegen ihrer Gebetsliturgie anlässlich der Tschechenkrise 1938 distanziert hatte. Er erkannte nachträglich an, daß jene Liturgie berechtigt gewesen sei. Diese Erklärung löste die »Wurmsche Einigungsbewegung« aus, eine innere Konsolidierung der Bekennenden Kirche mitten im Kriege. Aktionsgehemmt war die Bekennende Kirche allenfalls ein paar Monate zu Beginn des Krieges. Dies hat Bruder Salomon auf seinem »Außenposten« und bei der Beanspruchung durch seine zahlreichen Gemeinden offenbar nicht so wahrnehmen können.

Wohl aus dem gleichen Grunde beklagt er die Vereinsamung des einzelnen Bekenntnispfarrers. Ich dagegen habe immer wieder die Worte des Apostels Paulus bestätigt gefunden: »als die Unbekannten, doch – einander – bekannt«. Man bekam eine Witterung für Gleichgesinnte. Wohin ich auch kam, schon bald gaben sich – auch über die Grenzen der Konfession hinweg – Gesinnungsgenossen zu erkennen.

Vielleicht haben wir das aber auch darum so unterschiedlich erlebt, weil wir aus verschiedenen Lagern kamen. Salomon kam aus der Bündischen Jugendbewegung, ich aber aus dem Kreis der Bruderschaften. Er kam aus einer Welt, die enger und zwingender war. Ich aus einer Vergangenheit, in der man sich brüderlich-schwesterlich trug und zugleich einander freigab. Er war darum anspruchsvoller in dieser Hinsicht. Doch auch er hat es erlebt, daß andere – wenn es galt! – für ihn eintraten. Und auch er hat erlebt, wie gegen Ende des Krieges Gemeinsamkeit wuchs selbst mit Menschen, die sich ihm früher verschlossen hatten.

Wenn ich Bruder Salomons Bericht – von anderem Standort und anderem Jahrgang her – ergänzt habe, so bedeutet das keine Einschränkung unserer gemeinsamen Grundposition. Sie trug ihn und mich in den Jahren, da vielen der Boden unter den Füßen versank. Der feste Grund, auf dem wir standen und stehen, ist von Gott gelegt: Jesus Christus.

D. Kurt Scharf

Zu diesem Buch ist auch die Videoaufzeichnung eines Interviews lieferbar, das Armin Boyens mit dem Autor geführt hat.

Sehen wir den Tatsachen ins Auge

Ein Zeitzeuge des Kirchenkampfes berichtet.

Armin Boyens befragt Alfred Salomon.

36 Min., VHS. ISBN 3-7668-3128-3

Das erzählerische Temperament von Alfred Salomon macht die Schilderungen der Stationen seines Kirchenkampfes zu einem bewegenden Stück kirchlicher Zeitgeschichte aus dem Blickwinkel eines Betroffenen.

Die Videoausgabe ist über den Buchhandel lieferbar.

Weitere Bücher aus der calwer taschenbibliothek

ctb 1

Claus Westermann

Die Joseph-Erzählung

Elf Bibelarbeiten zu Genesis 37–50

108 Seiten

ISBN 3-7668-3058-9

ctb 2

Roland Gradwohl

Was ist der Talmud?

Einführung in die

»Mündliche Tradition« Israels

80 Seiten, 8 Abbildungen

ISBN 3-7668-3038-4

ctb 3

Oswald Bayer (Hg.)

Mythos und Religion

Interdisziplinäre Aspekte

184 Seiten

ISBN 3-7668-3068-6

ctb 4

Martin Rößler

Liedermacher im Gesangbuch

Band 1: Martin Luther, Ambrosius

Blarer, Nikolaus Herman, Philipp

Nicolai, Johann Heermann

180 Seiten

ISBN 3-7668-3062-7

ctb 5

Martin Rößler

Liedermacher im Gesangbuch

Band 2: Paul Gerhardt, Johann Rist,

Johann Scheffler, Joachim Neander,

Gerhard Tersteegen, Nikolaus

Ludwig Graf von Zinzendorf

220 Seiten, 6 Abbildungen

ISBN 3-7668-3063-5

ctb 6

Martin Rößler

Liedermacher im Gesangbuch

Band 3: Christian Fürchtegott

Gellert, Ernst Moritz Arndt,

Albert Knapp, Otto Riethmüller,

Jochen Klepper und ein Epilog

Ca. 200 Seiten, 6 Abbildungen

ISBN 3-7668-3064-3

ctb 7

Oswald Bayer

Aus Glauben leben

Über Rechtfertigung und Heiligung

100 Seiten

ISBN 3-7668-3067-8

ctb 8

Eberhard Röhm / Jörg Thierfelder

Juden – Christen – Deutsche

Band 1: 1933–1935. Ausgegrenzt

452 Seiten, 143 Abb. und Faksimiles

ISBN 3-7668-3011-2

ctb 12

Ulrike Piechota

**Im Handstand durchs
Kirchenschiff**

Satirische Variationen über kirchen-
nahe und kirchenferne Christen.

Mit Bildern von Werner Küsten-
macher · 136 Seiten

ISBN 3-7668-3024-4

ctb 13

Peter Kliemann

Glauben ist menschlich

Argumente für die Torheit vom
gekreuzigten Gott · 268 Seiten

ISBN 3-7668-3026-0

ctb 14

Rolf Steinhilper

Depression – Herausforderung an die Seelsorge

256 Seiten

ISBN 3-7668-3059-7

ctb 15

Liliane Giudice

Ich bekenne Neugier

Gedanken zum Christsein

124 Seiten

ISBN 3-7668-3080-5

ctb 16

Rainer Albertz

Der Mensch als Hüter seiner Welt

Alttestamentliche Bibelarbeiten zu den Themen des konziliaren

Prozesses

144 Seiten

ISBN 3-7668-3081-3

ctb 17

Werner Krusche

Und Gott redete zu seinem Volk

Predigten aus den achtziger Jahren

Herausgegeben von Rudolf Landau

196 Seiten

ISBN 3-7668-3084-8

ctb 18

Martin Brecht

Luther als Schriftsteller

Zeugnisse seines dichterischen Gestaltens

128 Seiten

ISBN 3-7668-3076-7

ctb 19

Hans-Christoph Schmidt-Lauber

Die Zukunft des Gottesdienstes

Von der Notwendigkeit lebendiger

Liturgie

480 Seiten

ISBN 3-7668-3086-4

ctb 20

Lothar Coenen (Hg.)

Der Wind weht aus dem Süden

Zeugnisse aus Seoul

78 Seiten

ISBN 3-7668-3109-7

ctb 21

Roland Gradwohl

Hasse nicht in deinem Herzen

Grundgesetze des Judentums

4. Auflage 1991

Ca. 150 Seiten

ISBN 3-7668-3126-7

»Neugierig öffne ich den Briefumschlag. Ein Fragebogen! Betrifft ›Vikare der Bekennenden Kirche«. Im dazugehörigen Begleitschreiben heißt es:

›Zur Ergänzung der schriftlichen Zeugnisse aus der Kirchenkampfzeit selbst empfiehlt es sich, solche Personen zur Abfassung von Erlebnisberichten anzuregen, die an den Auseinandersetzungen aktiv beteiligt waren...‹

Wird langsam Zeit, meine ich. Noch ein paar Jahre, und von ›solchen Personen, die usw.‹ ist keine mehr am Leben...«

Alfred Salomon, geb. 1910, war einer der illegalen Theologiestudenten, Vikare und Hilfsprediger der Bekennenden Kirche. In der Anfangszeit des 3. Reiches in die SS eingeschleust, konnte er Kenntnisse über die Absichten des Regimes sammeln.

Sein anschaulicher Erlebnisbericht ist ein Stück Kirchenkampfgeschichte von unten.

Auf einer gleichzeitig erschienenen Videokassette befragt Armin Boyens den Autor zu den Stationen »seines Kirchenkampfes«.

Altbischof Kurt Scharf hat dem Buch wenige Tage vor seinem Tod noch ein Geleit- und Nachwort beigegeben.

